

**Mike Bauser**

**PARAFORCE**



**Die Bruderschaft  
der Peitschenmönche**

**[WWW.GEISTERSPIEGEL.DE](http://WWW.GEISTERSPIEGEL.DE)**



Mike Bauser

**Paraforce**

Band 30

**Die Bruderschaft der Peitschenmönche**

[www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.  
Copyright © 2017 by Geisterspiegel

Geisterspiegel im Internet: [www.geisterspiegel.de](http://www.geisterspiegel.de)

## Prolog

*Burlington, Colorado, anno 1848*

Isaac Sutherlands Augen blitzten wie die eines hungrigen Raubtiers, als er in den Schacht hinunterstarrte, den die Bewohner des Dorfes vor Tagen in dem Stollen ausgehoben hatten.

Er war rechteckig und etwas mehr als vier Yard tief.

Auf dem Boden loderte ein helles Feuer, das tanzende Lichtmuster auf die Männer warf, die dort an die Wand gekettet waren.

Blut war vor ihren Füßen zu sehen, ausgeschlagene Vorderzähne und Haarbüschel, an denen noch Reste von Kopfhaut klebten. Doch trotz der deutlichen Zeichen stundenlanger Verhöre und Folterungen schien der Wille der Gefangenen nicht gebrochen zu sein.

Als Sutherland am Schachtrand erschien, war unterdrücktes Fluchen zu hören, und einer von ihnen, ein hagerer, alter Mann mit einem Buckel auf dem gekrümmten Rücken, hob seine Hand und deutete mit gichtigen Fingern nach oben. Die Eisenkette an seinem Unterarm klirrte bei jeder Bewegung.

»Bist du jetzt endlich zufrieden, Isaac?«

Der Angesprochene schüttelte langsam den Kopf. »Erst, wenn dieser Schacht verschlossen ist und meine Männer den Stollen zugemauert haben.«

»Warum so hartherzig? Steht nicht im Buch der Bücher, nur wer sich geißelt, tut Buße und macht sich von allen Sünden frei?«

»Mag sein, aber es steht nicht geschrieben, dass dabei Menschen sterben müssen!«

»Das war nicht unsere Schuld. Wir haben das Misere und Gloria Patri gebetet. Wenn diese Leute trotzdem dabei gestorben sind, waren sie entweder ungläubig oder vom Teufel besessen.«

»Du Hund!«, schrie Isaac und spuckte in den Schacht. Sein Gesicht war eine einzige hassverzerrte Fratze. »Meine Schwester war eine von ihnen und bei Gott, sie war alles andere als ungläubig!«

»Ich kann deinen Schmerz verstehen, aber die Wege des Herrn sind oft seltsam und unergründlich.«

»Du scheinheiliger Teufel, es ist an der Zeit, dass wir dir und deiner Brut endlich das Handwerk legen.«

Wütend wandte sich Isaac ab und stapfte davon.

Als er wieder zurückkam, war das Feuer im Schacht erloschen und die rot glühenden Reste der Holzkloben mit einer stumpfgrauen Ascheschicht überzogen. Ein durchdringender Geruch von Blut, Schweiß und Exkrementen hing in der rauchgeschwängerten Luft.

»Es ist vollbracht!« Sutherlands Stimme klirrte wie zersprungenes Glas. »Wenn ich jetzt zu meinen Männern zurückkehre, werden die Link-Brüder damit beginnen, die Schlusssteine zu setzen, um den Stollen zu verschließen. Dann hat es ein Ende mit euren unseligen Peitschengeißelungen!«

Der bucklige Alte im Schacht lachte meckernd. »Ich an deiner Stelle würde mich nicht zu früh freuen.«

»Was willst du damit sagen?«

»Stellt euer Treiben endlich ein oder der Name Sut-

herland und der deiner Spießgesellen wird bis in alle Ewigkeiten hinein verflucht sein.«

Wie um die Bedeutung der Worte zu unterstreichen, stimmten die Männer im Schacht unvermittelt einen dumpfen Singsang an, dessen Melodie als unheilvolles Echo von den Wänden zurückgeworfen wurde.

Ein leiser Hauch voll bössartiger Magie lag plötzlich in der Luft.

Sutherlands Gesicht glich einer steinernen Maske, als er einen letzten Blick in den Schacht warf.

»Ja, singt nur, aber das wird euch auch nicht mehr helfen! Schon bald werdet ihr vergessen sein und eure Leiber in der feuchten Erde verfaulen.«

Die Antwort war ein kaltes, hasserfülltes Lachen.

»Unsere Körper vielleicht, aber nicht unsere Seelen und unser Blut, das diesen Boden getränkt hat. Denn wisset, Isaac Sutherland, der Tag wird kommen, an dem uns dieses Blut wieder auferstehen lassen wird!«

## I

*Colorado, mehr als 160 Jahre später*

Das Haus lag außerhalb von Copper Mountains am Ufer eines kleinen Teichs, der diesen Namen eigentlich schon lange nicht mehr verdiente. Müllkippe oder Schuttabladeplatz wären wohl die treffenderen Bezeichnungen gewesen.

Überall ragten alte Autoreifen, Ölfässer und aufgedunsene Plastikmüllsäcke aus dem stehenden Gewäs-

ser, das nur dann noch in Bewegung geriet, wenn hin und wieder einmal eine der unzähligen Schaumblasen auf der Wasseroberfläche zerplatzte.

Zerschlagenes Kochgeschirr säumte den Uferrand anstelle von Binsengras, und statt Büschen und Sträuchern bedeckten schimmelfeuchte Matratzen, Tapetenreste und anderer Unrat den Boden. Sogar ein verrostetes Bettgestell und das ausgeschlachtete Wrack einer alten Plymouth-Limousine hatten den Weg hierher gefunden.

Linda Sutherland hasste diesen Ort.

Sie hasste die dunkelroten Backsteinmauern des Hauses, deren Farbe sie, warum auch immer, an geronnenes Blut denken ließ. Sie hasste das verwinkelte schwarze Dach genauso wie die dunklen Fenster und sie hasste diesen Teich mit seinem unnatürlichen, gelbgrün schillernden Wasser, das fast so schlimm roch wie damals ihre Patentante, die zwei Wochen lang tot in ihrer Wohnung gelegen hatte, bevor man sie durch Zufall entdeckte.

Dennoch kam sie immer wieder hierher, denn dieses Haus war gottverdammte noch mal der einzige Ort im ganzen County, an dem sie ungestört mit Frank Myers vögeln konnte.

Linda war neunzehn, naturblond und das, was man gemeinhin als notgeil bezeichnete.

Außerdem war sie die Tochter des reichsten Mannes von Copper Mountains.

Aber genau das war ihr Problem.

Donald T. Sutherland, ihr ebenso vermöglicher wie



bigotter Vater, hatte so seine eigenen Vorstellungen über die Zukunft seiner einzigen Tochter, und in dieser war weder Platz für wilde Partys oder süße Jungs noch für schöne Kleider.

Seine Maxime hießen Fleiß und Frömmigkeit und dagegen gab es keinen Widerspruch.

Mit Schauern dachte sie noch heute an jenen Samstagabend zurück, als er ihren ersten Lover mit dem Ochsenziemer aus der Scheune gejagt hatte.

»Jetzt mach schon und geh endlich rein. Mein kleiner Freund hier wird allmählich ungeduldig.« Franks rauhe Stimme riss sie jäh aus ihren Gedanken.

Ein wohliges Kribbeln machte sich in ihr breit, als sie die Ausbuchtung in seinem Schritt bemerkte. Mit diesem Mann, davon war Linda überzeugt, hatte sie die richtige Entscheidung getroffen.

Okay, Frank war beinahe zwanzig Jahre älter als sie, aber das störte sie nicht im Geringsten.

Im Gegenteil, er sah unglaublich gut aus und war ein erfahrener Liebhaber, dem keiner der Jungs, mit denen sie vorher zusammen in der Kiste war, auch nur annähernd hätte das Wasser reichen können.

In seinen starken Armen fühlte sie sich geborgen wie nie zuvor in ihrem Leben und sie war sich inzwischen sicher, dass sich sogar ihr Vater an Frank die Zähne ausbeißen würde.

Mit ihm würde er nicht so umspringen können wie mit den halbstarren Verehrern, mit denen sie sich bisher eingelassen hatte. Mit Frank, das wusste sie, würde sie endlich dem Kleinstadtmief entkommen und das

Leben führen, von dem sie schon seit Jahren träumte.

Sie betraten das Haus beinahe gleichzeitig. Dabei ließ Frank seine Rechte langsam nach unten gleiten. Als Linda seine Finger zwischen ihren Schenkeln spürte, konnte sie ein Stöhnen nur mühsam unterdrücken.

»Das gefällt dir wohl?«

»Du weißt genau, wie du mich auf Touren bringen kannst«, gurrte Linda, anstatt seine Frage zu beantworten.

Genau in diesem Moment begann es plötzlich am anderen Ende des Hausflurs zu knarren. Instinktiv machte Linda einen Schritt zur Seite und starrte erschrocken auf Frank.

»Was war das?«

»Keine Ahnung, scheint aber irgendwie von hinten aus dem Keller zu kommen.«

»Dann sieh nach!«, sagte Linda schrill. »Vielleicht ist da jemand.«

»Spinn dich aus, da unten ist niemand. Diese alten Häuser sind alle voller Geräusche, das weiß doch jeder. Dort hört man immer wieder ein Knarren oder Ächzen.«

Fröstelnd blickte Linda den langen Gang entlang bis zu der Treppe, die in den Keller führte.

»Sieh trotzdem nach, bitte!«

Franks Oberkörper straffte sich und für einen Moment lag ihm eine scharfe Erwiderung auf den Lippen. Aber dann musste er wieder an ihre Bettqualitäten denken und sein Unwillen schmolz dahin wie ein Schneeball auf einer heißen Herdplatte. Seufzend dreh-

te er sich um, eilte im Laufschrift den Gang entlang und blieb vor der Kellertreppe stehen.

Er hielt sich am Geländer fest, beugte sich vor und starrte die Stufen hinunter.

»Und?«

»Nichts, jedenfalls kann ich nichts erkennen. Da unten ist es so dunkel wie in einem Bärenhintern und außerdem stinkt es dort, als wäre jemand gestorben.«

Linda musste wieder an ihre Patentante denken, die man damals tot in der Wohnung aufgefunden hatte. Ein Schauer lief ihr über den Rücken. Instinktiv begann sie, Franks Nähe zu suchen. Während sie auf ihn zugeht, registrierte sie beiläufig, wie die alten Dielen unter ihren Füßen knarrten. Sie erstarrte mitten in der Bewegung, als sie plötzlich noch ein anderes Geräusch wahrnahm.

Ein Röcheln?

»Was ist?«, wollte Frank wissen. Seine Stimme klang hohl in dem kahlen Gang.

»Nichts«, presste Linda zwischen ihren Lippen hervor. Sie wollte sich nicht lächerlich machen und redete sich ein, dass sie nur nervlich angespannt war, und dass dieses Röcheln, oder was es auch immer war, auf reiner Einbildung beruhte.

»Okay«, sagte Frank. »Dann können wir ja jetzt endlich nach oben gehen.«

Linda wusste, auch ohne dass er es aussprach, dass er dabei das kleine Zimmer im Obergeschoss meinte, welches sie im Laufe der letzten Wochen mit Decken, Duftkerzen und weichen Kissen als Liebesnest einge-

richtet hatten. Sie nickte mechanisch, obwohl ihr im Moment absolut nicht mehr nach einem Schäferstündchen zumute war. Dazu beschäftigte sie dieses seltsame Geräusch viel zu sehr.

Da! Schon wieder ...

Eine eiskalte Hand schien sich um ihr Herz zu legen.

Diesmal klang es lauter, anhaltender.

Als sie in Franks Gesicht blickte, war sie trotzdem irgendwie erleichtert. Das Röcheln war nicht ihrer Einbildung entsprungen.

Sie wusste, dass es diesmal auch er gehört hatte. Sie erkannte es an seinen weit aufgerissenen Augen.

## II

James Campbell verschränkte die Hände hinter dem Rücken und bemühte sich, ruhig zu bleiben. Der Archäologieprofessor der Metropolitan State University of Denver war ein untersetzter, grauhaariger Mann mit gemütlichen Rundungen und einem markanten Gesicht, den normalerweise so schnell nichts aus der Ruhe brachte.

Aber im Moment war er kurz davor zu explodieren.

Er sagte zwar keinen Ton, aber das Vibrieren seiner Nasenflügel und das Funkeln in seinen dunklen, rehbraunen Augen zeigten selbst einem unbeteiligten Beobachter auf, dass er sich nur noch mühsam beherrschen konnte.

Ben Thorpe war aber mehr als nur ein solcher Beobachter.

Er und Campbell waren seit seiner Armeezeit die dicksten Freunde, obwohl sie zwei Männer waren, wie sie unterschiedlicher nicht hätten sein können. Er war ein jugendlicher Heißsporn von knapp zwanzig Jahren, der sich in der Army seine Hörner abstieß, und Campbell ein angesehener Professor, und damals fast doppelt so alt. Kennengelernt hatten sie sich in einem Restaurant, in dem sie unabhängig voneinander zu Abend essen wollten. Ein Betrunkener, der die Bedienung begrapschte, bereitete ihrem Vorhaben ein jähes Ende. Die Frau war eine Indianerin und Thorpe und Campbell die Einzigen unter den Gästen, die Partei für sie ergriffen. Die anschließende Schlägerei war noch ein halbes Jahr danach Stadtgespräch.

Im Moment sah Campbell genauso aus wie damals, kurz bevor die Fäuste flogen.

Seine Lippen waren zu einem Strich zusammengespreizt und sein Gesicht eine starre Maske, während er den Leuten aus der Stadt folgte, die wie eine wild gewordene Büffelherde durch den Wald stapften.

Sie waren zu viert: der Bürgermeister von Copper Mountains, Paul Duncan, Repräsentant von Sutherland Corporation, einem Industriegiganten aus der nahen Umgebung, ein glatzköpfiger Vertreter der örtlichen Presse und eine Frau aus der Countyverwaltung, die genauso trocken und spröde wirkte wie die Gesetze und Vorschriften, mit denen sie tagtäglich zu tun hatte.

Thorpe konnte förmlich spüren, wie sein Freund kurz davor war, diese Leute anzuschreien, dass sie ihn und diesen Wald endlich in Ruhe lassen sollten, obwohl er

genau wusste, dass es nichts mehr gab, was diese Bürokraten von ihrem Vorhaben abbringen konnte.

Sie wollten sein Forschungsgebiet um insgesamt drei Hektar verkleinern.

Nur drei verschissene Hektar, also nicht einmal ein Zehntel des Waldes, trotzdem wusste Thorpe, dass dies für seinen Freund genauso viel bedeutete, als ob man von ihm verlangte, sich ein Bein abzuschneiden.

Aber es war nicht zu ändern.

Ihre selbstgefälligen, grinsenden Fratzen hatten ihm schon bei ihrer ersten Begegnung aufgezeigt, dass jedwede Bedenken Campbells ihren Entschluss nicht mehr ändern konnten. Das Angebot der Sutherland Corporation hatte dessen sämtliche Forschungen zur Makulatur werden lassen. Es war von einem Industriekomplex die Rede, durch den in dem Wald, in dem er seine Ausgrabungen durchführte, Dutzende neuer Arbeitsplätze entstehen sollten, von Investitionen in zweistelliger Millionenhöhe und einer neuen Steuerquelle.

Worte, die den Nerv der kleinen Gemeinde bis ins Mark hinein trafen.

Was waren dagegen die Belange eines Archäologieprofessors?

Die Zukunft war schließlich wichtiger als alle Vergangenheit mit ihren Traditionen und ihrer Geschichte.

»Was ist los mit dir, James?«, fragte Steve Taylor, der glatzköpfige Vertreter der örtlichen Presse, und legte Campbell mit einer freundschaftlichen Geste die Hand auf die Schulter. »Du machst ein Gesicht wie drei Tage

Regenwetter. Freust du dich denn gar nicht?«

Der Archäologieprofessor schüttelte den Kopf und wischte die Hand wieder ab.

Ben sah ihm an, dass ihm die ganze Angelegenheit zutiefst zuwider war.

»Freuen über was?«

»Na, über die Fabrik, die hier gebaut wird, über die Arbeitsplätze und die Chance, in Copper Mountains wieder so richtig Geld verdienen zu können.«

»Und was ist mit der Zerstörung der Natur?«, erwiderte James. »Oder mit dem Verlust von unschätzbaren Kunstgegenständen? Wie du weißt, werden gerade in diesem Waldstück entscheidende Hinweise zur Fremont-Kultur vermutet.«

Abigail Curtis, die Frau aus der Verwaltung, drehte sich abrupt um und zog eine Augenbraue hoch. Sie trug einen grauen Rock, der ihr bis zu den Waden reichte, schwarze Strümpfe und einen Pullover, der die Farbe von erkalteter Asche besaß. Ihr ehemaliges schwarzes, jetzt von unzähligen grauen Strähnen durchzogenes Haar war streng nach hinten gekämmt und zu einem Zopf zusammengebunden.

Thorpe kannte niemanden, auf den der Begriff »eiserne Jungfer« besser zutraf als auf sie.

»Aber eben nur vermutet, Professor. Deshalb muss ich Sie bitten, endlich mit Ihren ständigen Sticheleien gegen die Sutherland Corporation aufzuhören. Begreifen Sie denn nicht, was diese Firma für Copper Mountains bedeutet?«

»Natürlich«, sagte James, während er dem strengen

Blick der Frau standhielt. »Aber wir sollten bei aller Begeisterung auch einmal über den Tellerrand blicken. Was passiert wohl, wenn die Bodenschätze hier in ein paar Jahren abgebaut sind? – Ich sage es Ihnen«, fuhr Campbell fort, nachdem ihm die Frau die Antwort schuldig blieb. »Dann wird in diesem Teil des Landes nichts mehr übrig bleiben als aufgewühlte, mit Schadstoffen verunreinigte Erde, auf der ewig nichts mehr wachsen wird.«

Abigail Curtis rückte ihre Brille gerade und machte einen Schritt auf den Archäologieprofessor zu. »Mein Gott, wenn man Sie so reden hört, könnte man glauben, dass Sutherland Corporation ganz Colorado umgraben will. Dabei handelt es sich hier gerade einmal um drei Hektar.«

»Es geht nicht um die drei Hektar, es geht ums Prinzip! Heute ist es Sutherland Corporation, morgen Sun-core Energy und übermorgen vielleicht Exxon Mobile. Fortschritt ist nicht alles. Wenn wir erst den Sinn für die Natur und die traditionellen Werte verlieren, ist es um die Zukunft des Landes schlecht bestellt.«

»Jetzt enttäuschen Sie mich aber, Professor Campbell«, mischte sich Paul Duncan in das Gespräch ein. »Gerade von Ihnen hätte ich mir doch etwas mehr Unterstützung erwartet.«

Irritiert musterte der Professor den Mann der Sutherland Corporation.

»Wie meinen Sie das?«

»Wie Sie wissen, ist Sutherland Corporation immer bestrebt, seine Projekte stets nur im Einklang mit der



Natur zu verwirklichen. Deshalb haben wir auch diese Kommission ins Leben gerufen und Sie als wissenschaftlichen Experten dazu eingeladen. Denn gerade Ihre Meinung ist uns wichtig. Wir hätten es uns auch einfacher machen können, indem wir das ganze Gebiet hier ungefragt aufkaufen und anfangen zu bauen«, erwiderte Duncan, während er gleichzeitig mit einer allumfassenden Handbewegung über den vor ihnen liegenden Wald strich. »Aber das ist nicht unser Stil.«

»Dieser Wald ist Teil eines Forschungsprojektes meiner Universität. Ich denke nicht, dass man ihn so einfach kaufen kann«, sagte Campbell etwas schärfer, als er es eigentlich beabsichtigt hatte.

Duncan lachte trocken. »Ich glaube kaum, dass sich in der Hauptstadt jemand unseren Argumenten entziehen könnte, wenn wir es darauf anlegen würden. Arbeitsplätze und neue Steuergelder sind Dinge, an denen heutzutage kein Politiker mehr vorbeikommt. Ihr Engagement für diesen Landstrich in allen Ehren, aber hier geht es um die Zukunft eines ganzen Countys.«

»Duncan hat recht, James«, sagte Taylor. »Sutherland hätte es ein müdes Arschrunzeln gekostet, sich den Wald einzuverleiben. Trotzdem hat die Firma diese Kommission hier einberufen, um feststellen zu lassen, welchen Teil sie übernehmen können, ohne dabei mit irgendwelchen Gesetzen oder deinen kunsthistorischen Forschungen in Konflikt zu geraten. Deshalb verstehe ich auch deine Abneigung gegen dieses Projekt nicht ganz.«

Verdammte Narren, dachte Thorpe, seid ihr tatsäch-

lich so dumm oder stellt ihr euch nur so an? Nachdem er Campbells Unterlagen durchgelesen hatte, wusste er inzwischen, dass die ganze Sache mitsamt der Kommission nur Augenwischerei war, um Sutherland Corporation in der Öffentlichkeit als Saubermann dastehen zu lassen.

Sobald sich der Abbau der Bodenschätze in dem von der Arbeitsgruppe vorgeschlagenen Teil des Waldes als unrentabel erweisen sollte, würde sich die Firma das nächste Stück einverleiben. Wie er dank der Beziehungen seiner Behörde nach einem kurzen Anruf erfahren hatte, besaß die Sutherland Corporation bereits das Vorkaufsrecht auf den gesamten Wald.

Genau diese Heuchelei war es, die ihn und seinen Freund so wütend machte.

Trotzdem sagte er nichts. Warum auch? Es wäre sowieso nutzlos gewesen.

Alles, was ihnen blieb, war ein bitteres Lächeln.

### III

»Verdammte Scheiße! Was war das?«, fragte Frank, der genauso ungläubig auf die Kellertür starrte wie seine Freundin.

»Also ist doch jemand im Keller!«, mutmaßte Linda. Die Panik in ihrer Stimme war nicht zu überhören.

»Das werden wir gleich sehen«, brummte Frank und ging die Treppe hinunter.

Unten angekommen legte er die Hände um den schweren Messingknopf der Kellertür und drehte und

zog daran. »He!«, sagte er überrascht, als sich die Tür nicht bewegte. »Was ist denn jetzt los?« Er spannte noch einmal die Muskeln an und zerrte unter Ächzen und Stöhnen so lange am Türgriff, bis er einen roten Kopf bekam.

»Sie scheint abgeschlossen zu sein. Aber wer zum Teufel schließt in diesem Haus die Kellertür ab?«

»Frank!«, rief Linda. »Ich glaube, es ist besser, wenn wir von hier verschwinden!«

»Nichts da, du gehst sofort zu meinem Auto und holst mir die schwarze Werkzeugtasche aus dem Kofferraum.«

Linda zögerte. »Was hast du vor?«

»Frag nicht, sondern hol mir endlich die verdammte Tasche!«

Linda schluckte trocken und tat, wie ihr befohlen.

Auf dem Weg zu seinem Wagen versuchte sie sich zu beruhigen, indem sie sich immer wieder einredete, dass es keinen Grund für ihre Ängste gab, aber es gelang ihr nicht.

Stattdessen spürte sie, wie ihr Herz bis in den Hals hinauf klopfte.

Zurück im Haus riss ihr Frank die Tasche förmlich aus der Hand, öffnete sie und wühlte darin so lange herum, bis er ein Brecheisen und eine Taschenlampe in den Fäusten hielt.

»So«, sagte er dann zuversichtlich. »Jetzt werden wir uns diese Sache einmal genauer ansehen.«

»Sei bloß vorsichtig«, bat ihn Linda, die von der obersten Stufe der Kellertreppe das Geschehen miss-

trauisch beobachtete.

»Keine Angst, Sonnenschein«, sagte Frank lachend. »Der Typ, der mich von den Beinen holt, muss erst noch geboren werden.« Dabei hob er den Arm und streckte Linda die Taschenlampe entgegen. »Jetzt komm her und hilf mir. Du musst mit der Taschenlampe auf die Tür leuchten, damit ich sehe, wo ich mit dem Brecheisen ansetzen muss, um sie aufzuhebeln. Sonst stehen wir heute Abend noch hier.«

Obwohl sie sonst ohne zu überlegen jedem Wunsch von Frank nachkam, hatte Linda diesmal ein flaes Gefühl im Magen. Irgendetwas tief in ihrem Innern sagte ihr, dass sie schleunigst von hier verschwinden sollten.

Aber dafür war es jetzt zu spät. Frank hatte sich bereits umgedreht und hielt das Brecheisen in der Hand. Linda schaltete die Taschenlampe an, und schon nach wenigen Sekunden öffnete sich die Tür unter lautem Knarren.

Langsam, ganz langsam schwang sie auf.

Dahinter herrschte tiefe Dunkelheit.

Linda hielt den Atem an.

#### IV

»Boah, was stinkt denn hier so?«, fragte Frank und trat die Tür mit der Stiefelspitze nach innen. Sein Blick wanderte durch den halbdunklen Keller, während er die Nase rümpfte. Auch er hatte die Geräusche gehört, die hinter der verschlossenen Tür erklingen waren. Trotzdem war jetzt, nachdem er den Keller aufgebro-

chen hatte, nirgends eine Bewegung zu sehen. Er hob die Brechstange, bereit, sofort zuzuschlagen, und machte einen weiteren Schritt in die vor ihm liegende Dunkelheit hinein. Das Licht der Taschenlampe, die Linda hinter ihm in den Händen hielt, verbreitete nur einen Hauch von Helligkeit.

Instinktiv betätigte er den Lichtschalter neben der Tür.

Erst einmal, dann ein zweites Mal, um sich einen Augenblick später einen ausgemachten Idioten zu nennen. Das Haus stand schon seit Ewigkeiten leer.

Die Stadtwerke hatten mit Sicherheit andere Dinge zu tun, als das Haus gerade heute mit Strom zu versorgen, nur damit er jetzt im Keller Licht hatte.

Also musste er sich selbst darum kümmern und er wusste auch schon, wie.

Das fahle Licht der Taschenlampe beleuchtete, wenn auch undeutlich, den vorderen Eingangsbereich des Kellers und er glaubte, zwischen all dem herumstehenden Gerümpel eine verbeulte Petroleumlampe auf einer Kiste stehen gesehen zu haben.

»Leuchte mal hierher«, sagte er deshalb zu Linda und deutete nach rechts.

Ein zufriedenes Grinsen huschte über sein Gesicht, als der fingerdicke Lichtstrahl der Taschenlampe auf die Petroleumleuchte fiel.

Er ging auf die Lampe zu, legte das Brecheisen auf die Kiste und hob sie hoch. Dann hielt er sie an sein Ohr und schüttelte sie. Sein Grinsen wurde noch um eine Spur breiter, als er es im Innern ihres Tanks plät-

schern hörte. Er hob den Lampenzylinder an, holte sein Feuerzeug aus der Tasche und ließ es aufschnappen.

Einen Atemzug später verbreitete sich der gelbe Schein der Petroleumlampe im ganzen Keller. Jetzt waren sogar Einzelheiten zu erkennen. Frank sah, dass der Raum mit den unmöglichsten Dingen bis unter die Decke vollgestapelt war. Spielzeug, Kleider, Geschirr, alte Zeitschriften, Lampen, kaputte Möbel, Autoreifen und anderes mehr.

Alles war in Holzkisten, Bananenkartons, Müllsäcken und Plastiktüten bis unter die Kellerdecke zu abenteuerlichen Gebilden aufgestapelt, die den Anschein hatten, jeden Moment einzustürzen. Er zweifelte nicht eine Sekunde daran, dass, wenn er im Dunkeln unweigerlich gegen einen dieser Müllberge gestoßen wäre, dieser ihn unter sich begraben hätte.

»So«, sagte Frank, nachdem er die Kellertür untersucht und die Lampe wieder auf die Kiste zurückgestellt hatte. »Nachdem das mit der Tür geklärt ist, wollen wir uns mal umsehen, warum es hier drinnen wie in einem Fuchsbau stinkt und vor allem, woher diese seltsamen Geräusche kommen.«

»Was war denn mit der Tür?«

»Sie war gar nicht abgeschlossen, nur der Rahmen war verzogen.«

Frank Myers drehte sich um und ging weiter in den Keller hinein, oder besser gesagt, er wollte hineingehen.

Aber er kam nicht mehr dazu.

Zwei Dinge passierten gleichzeitig.

Wie von Geisterhand bewegt, neigte sich ihm einer der Müllberge unvermittelt entgegen, während ihn gleichzeitig ein Schatten ansprang.

Frank ruderte mit den Armen und stolperte nach hinten.

Einen Herzschlag später stürzte der gesamte Unrat auf ihn ein und riss ihn von den Beinen. Lindas Schreie in den Ohren drehte er sich noch im Fallen zur Seite, erhaschte einen Blick auf den Schatten, der mit grotesk anmutenden Sprüngen aus dem Keller flüchtete, und ging dann unter dem Gewicht des Mülls zu Boden.

## V

»Alles okay?«, fragte Linda besorgt, während Frank noch immer auf der untersten Stufe der Kellertreppe saß und seine Hand auf den Hinterkopf presste.

»Bis auf meinen Brummschädel, ja. Möchte bloß wissen, was die hier im Keller alles in die Kisten gepackt haben. Steine?«

Linda lachte.

Frank hob den Kopf und hauchte seiner Freundin zärtlich einen Kuss auf die Nasenspitze.

»Ich schätze, ohne dich wäre ich wahrscheinlich bis an mein Lebensende unter dem ganzen Müll begraben geblieben.«

Linda schüttelte ihre blonde Mähne und lachte erneut.

»Ach was, so, wie ich dich kenne, hättest du das Ganze auch ohne meine Hilfe überlebt.«

»Mag sein, jedenfalls wissen wir jetzt, woher diese seltsamen Geräusche kamen und auch, warum es hier drin so fürchterlich riecht.«

Linda schüttelte den Kopf. »Ich hatte ja mit vielem gerechnet, aber dass sich ausgerechnet ein Waschbär hier drinnen versteckt, darauf wäre ich nicht gekommen.«

»Warum nicht?«, wollte Frank wissen.

»Das sind wilde Tiere, die verstecken sich doch nicht in einem Haus, in dem Menschen wohnen.«

»Gewohnt haben«, verbesserte sie Frank. »Das Haus steht schon seit Jahren leer. Außerdem ist das nicht ungewöhnlich. Die Waschbären sind Allesfresser, und seit hier ein Industriegebiet nach dem anderen aus dem Boden gestampft wird und man ihnen dadurch den Lebensraum nimmt, zieht es die Tiere immer mehr in die Städte. Die Mülltonnen dort sind für sie wahre Fressparadiese.«

»Was du nicht alles so weißt«, erwiderte Linda bewundernd.

»Ich weiß noch viel mehr«, behauptete Frank geheimnisvoll und ließ seine Blicke über Lindas wohlgerundete Kurven gleiten.

»Und das wäre?«

Frank lachte und winkte ab.

»Das erzähle ich dir nachher, wenn wir oben sind, meine kleine Prinzessin. Aber jetzt sollten wir erst einmal nachsehen, ob der Waschbär hier ein Nest gebaut hat. Wenn ja, haben wir ein ernstes Problem. Diese Viecher riechen derart penetrant, dass sogar deine Duft-



kerzen dagegen nicht anstinken können.«

»Und?«

»Na, dein Gesicht möchte ich sehen, wenn dich dein Vater fragt, ob du neuerdings in einer Tierhöhle schläfst. Diesen Geruch bekommt man so schnell nicht mehr aus den Kleidern, wenn du verstehst, was ich meine.«

Linda verstand sofort, was Frank damit andeuten wollte. Sie musste sich nicht besonders anstrengen, um sich die Reaktion ihres Vaters vorzustellen.

Mit Sicherheit würde er ihr daraufhin verbieten, das Elternhaus ohne Begleitung zu verlassen und damit unbewusst auch ihre Treffen mit Frank unterbinden.

Allein der Gedanke daran ließ sie in Panik ausbrechen.

Inzwischen war Frank wieder aufgestanden und arbeitete sich auf der Suche nach einem Waschbärennest durch die Reste des eingestürzten Müllbergs in den Keller zurück. Er war gerade dabei, eine besonders schwere Kiste zur Seite zu wuchten, als sein Blick aus einer Laune heraus auf die Kellerwand fiel, die bisher mit dem ganzen Unrat zugestellt war.

»Nee«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Das glaube ich jetzt nicht. Das ist nicht wahr, oder?« Mit einem Satz war er an der Wand und begann, wie ein Verrückter mit beiden Händen den nächsten Müllhaufen zur Seite zu schaufeln.

»Was hast du?«, fragte Linda, die das seltsame Verhalten ihres Freundes sichtlich irritierte.

»Komm her und sieh dir das mal an«, sagte Frank,

ohne sich umzudrehen. Dabei verstärkte er seine Bemühungen, weiteren Unrat zur Seite zu schaffen.

Als Linda herangekommen war, musste sie an sich halten, um nicht vor Überraschung laut aufzuschreien. Auf dem von Frank freigeräumten Teil der Wand zeichneten sich die Umrisse einer Öffnung ab, die offensichtlich einmal ins Erdinnere geführt hatte.

Jetzt war dieses Loch, aus welchem Grund auch immer, wieder zugemauert und zusätzlich mit wuchtigen Holzdielen vernagelt. Als wäre es nicht genug, hatte man über die Bretter auch noch überkreuz massive Eisenketten gespannt.

»Was ist das?«, keuchte die junge Frau aufgeregt.

»Was weiß ich? Ich tippe mal auf den Eingang zu einer Höhle oder einem Stollen. Aber wer zum Teufel kommt auf die Idee, hier zwischen Burlington und Copper Mountains im Keller eines heruntergewirtschafteten Farmerhauses einen solchen Gang anzulegen?«

»Keine Ahnung. Was mich aber auch interessieren würde, ist die Frage, warum man dieses Loch nicht nur zugemauert, sondern auch noch mit Brettern vernagelt und mit Ketten gesichert hat. Das ist doch übertrieben, oder findest du nicht?«

Frank zuckte mit den Schultern. Seinem Gesicht nach schien er darüber ebenfalls schon nachgedacht zu haben.

»Vielleicht ist dieser Gang dahinter schon einmal eingestürzt und die Bewohner wollten sichergehen, dass ihn niemand mehr betritt.«

»Blödsinn, dann hätte es genügt, ihn zuzumauern.«

Frank musste zugeben, dass Linda damit recht hatte.

Warum also hatte man den Gang ...?

»Was hältst du davon, wenn wir versuchen, es herauszufinden?«

Franks Kopf zuckte ruckartig herum. »Was? Vor ein paar Minuten noch hast du dir fast in die Hosen gemacht, weil ein Waschbär hier drin unheimliche Geräusche von sich gegeben hat, und jetzt willst du plötzlich durch ein Loch kriechen, von dem du nicht weißt, was dich an seinem Ende erwartet!«

»Das war vorhin, als ich noch nichts von der Existenz dieser Öffnung wusste. Jetzt aber bin ich neugierig geworden und sag nicht, dass du es nicht auch bist. Du glaubst doch nicht etwa im Ernst, dass ich hier ruhig dasitzen werde, während du nachsiehst, was hinter dieser zugemauerten Öffnung ist.«

Frank Myers seufzte. Verstehe einer die Frauen!

»Trotzdem sollten wir da nicht kopflos hineinrennen. Wir nehmen die Petroleumleuchte mit, die Taschenlampe, die Brechstange und das Abschleppseil aus dem Werkzeugkoffer. Sicher ist sicher!«

Während sich Linda beeilte, die aufgezählten Dinge zusammenzutragen, legte Frank in der Zwischenzeit den Rest der Wand frei. Die Öffnung entpuppte sich als groß genug, um einen Menschen aufzunehmen, aber die Arbeit, um hineinzugelangen, als ziemlich schweißtreibend. Das Mauerwerk war dabei nicht das Problem. Man hatte es vor Jahrzehnten, wenn nicht sogar vor Jahrhunderten errichtet, der Mörtel zwischen

den Fugen war inzwischen so porös, dass man ihn mit den Fingernägeln herauskratzen konnte.

Es waren die Eisenketten und die schweren Holzdielen, die ihnen Schwierigkeiten bereiteten. Ohne das Brecheisen und Franks Muskelkraft hätten sie ihren Plan aufgeben müssen. Trotzdem dauerte es fast eine Stunde, bis Frank mit einem Fußtritt endgültig die letzten Hindernisse auf ihrem Weg durch die Öffnung beiseitretreten konnte.

Nachdem sich der Staub der eingestürzten Steine und Bretter wieder etwas gelegt hatte, betrat er mit der Petroleumlampe in der Hand als Erster den geheimnisvollen Spalt.

## VI

»Wo wollen Sie hin, Professor?« Paul Duncans Stimme klang ebenso herrisch wie schrill.

James Campbell verzichtete auf eine Antwort. Stattdessen machte er eine resignierende Handbewegung und ging langsam aber zielstrebig weiter den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Thorpe folgte ihm wortlos.

»Das glaube ich jetzt nicht«, sagte Steve Taylor fassungslos. »Der dreht sich einfach um und geht weg.«

»Professor!« Duncans Stimme drohte sich zu überschlagen.

Auch ohne sich umzudrehen, wusste Ben, dass ihnen der Mann von Sutherland Corporation hinterhergelaufen kam. Das Rascheln der Blätter und das Brechen von

Zweigen waren nicht zu überhören. Trotzdem ging James weiter und er folgte ihm.

»Verdammt, Campbell, wenn Sie nicht sofort stehen bleiben, sind Sie die längste Zeit Mitglied dieser Kommission gewesen!«

»Wieso gewesen? Ich habe nichts unterschrieben, infolgedessen war ich auch nie ein Mitglied in diesem Verein.«

»Und was ist mit Ihrem Scheck?«

»Habe ich bereits zurückgeschickt.«

Duncan war stehen geblieben und starrte dem Archäologen wütend hinterher. Seine Stimme klang wie gesprungenes Glas, als er ihm eine letzte Warnung hinterherschickte.

»Das werden Sie noch bereuen, Professor! Niemand stellt sich in diesem County gegen die Sutherland Corporation! Niemand! Haben Sie das gehört?«

James Campbell nickte und beschleunigte seine Schritte. Er war alt genug, um zu wissen, wann er verloren hatte.

Die Berufung in die Sutherland-Kommission hätte ihm zwar ein angenehmes Zubrot eingebracht, aber er hatte seine Prinzipien. Geld war nicht alles, und sich damit zum Speichellecker eines Industriekonzerns machen zu lassen, ging schon gar nicht.

Seine Anwesenheit, wie überhaupt die Existenz der gesamten Kommission, war eine einzige Farce. Die Entscheidung, was mit dem Waldstück passierte, war längst gefallen, also konnte er genauso gut wieder nach Hause gehen.

Das Einzige, was ihm noch blieb, war das winzige Fünkchen Hoffnung, doch noch eine Ausgrabung machen zu können, die so sensationell war, dass dem Staat Colorado gar nichts anderes mehr übrig bleiben würde, als den Wald unter Denkmalschutz zu stellen.

Wer weiß? Vielleicht gelang ihm tatsächlich der Beweis für das Vorhandensein der Fremont-Kultur oder aber ein Hinweis auf die Expedition von Juan de Onate, dem ersten Europäer und Entdecker dieses Landstrichs.

Allerdings war er Realist genug, um sich einzugestehen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass die Frau des amerikanischen Präsidenten ihn in ihr Schlafzimmer einladen würde, ungleich größer war als eben diese Hoffnung.

Nach einem kurzen Seitenblick auf seinen Freund kam er zu dem Entschluss, dass dieser Tag eigentlich nur noch zu retten war, wenn er im Wohnzimmer den Kamin anzündete und einer Flasche zwanzigjährigem Maltwhisky, von dem er noch eine ganze Kiste im Keller hatte, den Hals brach.

Vielleicht sogar noch einer zweiten Flasche.

Danach konnte ihn die ganze Welt am Arsch lecken.

## VII

Der Gang entpuppte sich als ein von Menschenhand geschaffener Stollen, der kerzengerade ins Erdinnere führte.

Als Erstes fielen Frank die seltsamen Kritzeleien an

den Wänden auf, alttestamentarische Bibelsprüche und Pentagramme, dann der Gestank, der in der Luft hing.

Es roch nach Fäulnis, Schimmel und ... Tod!

Vorsichtig ging er weiter, wobei er immer wieder stehen blieb und sich wachsam umblickte.

Irgendetwas war hier seltsam.

Obgleich Linda und ihn absolute Stille umgab, sagte ihm etwas, dass sie hier nicht alleine waren. Er konnte es sich nicht erklären, schließlich gab es nichts, was er in dieser Hinsicht sehen, riechen oder hören konnte, aber irgendwie spürte er etwas und ein unheimliches Gefühl beschlich ihn. Ohne es zu merken, krampften sich seine Hände mit jedem Schritt fester um die Brechstange, bis seine Fingerknöchel schließlich fast weiß unter der Haut hervortraten.

Linda folgte ihm stumm.

Ihr hektisches Atmen verriet ihm, dass auch ihr die ganze Sache nicht geheuer vorkam.

Er wollte sie gerade daraufhin ansprechen, als der Gang vor ihnen abrupt an einer Felswand endete.

Suchend drehten sich die beiden im Kreis.

»Komisch«, sagte Frank, während er mit der hochgehaltenen Petroleumlampe die Umgebung ausleuchtete.

»Irgendwie habe ich mir das anders vorgestellt.«

»Wie meinst du das?«

»Was soll ich sagen? Anders eben. Wir sind schließlich im Keller eines seit Jahren unbewohnten Hauses auf einen geheimen Stollen gestoßen. Wenn ich ehrlich bin, hatte ich die Hoffnung, hier einen Schatz zu finden oder zumindest irgendein dunkles Geheimnis. Dass

wir jetzt nur vor einer Felswand stehen, enttäuscht mich gelinde gesagt schon ein wenig.«

Linda lächelte bitter. »Eigentlich hättest du es dir ja denken können, in diesem Scheißkaff ist und bleibt der Hund begraben. Wenn wir was erleben wollen, dann müssen wir nach Denver oder Leadville. Verstehst du jetzt, warum ich dauernd darauf dränge, dass du mit mir von hier fortgehst?«

Frank verstand sehr wohl und er hatte auf diese Forderung, mit der sie ihn nicht zum ersten Mal konfrontierte, natürlich auch eine Antwort. Aber die behielt er geflissentlich für sich, denn er selber hatte nicht vor, von hier wegzugehen.

Seine Zukunft lag hier und Linda war ein Teil von ihr.

Der wahre Grund, warum er die Kleine vögelte – das junge Ding hätte gut und gerne seine Tochter sein können –, war nicht Liebe, sondern Geld.

Viel Geld!

Wenn er erst einmal Sutherlands Schwiegersohn war, würde er in Dollars schwimmen.

Der Gedanke daran zauberte ein Lächeln auf sein Antlitz. Ein Lächeln, das ihm aber in der nächsten Sekunde regelrecht aus dem Gesicht fiel.

Er vernahm noch einen Laut, der sich wie das Splintern von trockenem Holz anhörte, dann öffnete sich vor seinen Füßen der Boden und er stürzte in einen scheinbar unendlichen Abgrund.

Das Letzte, was Frank noch registrierte, war Lindas Schreien, dann folgte der freie Fall.



## VIII

Stöhnend wälzte er sich auf die Seite.

Der Aufprall auf dem lehmigen Untergrund war hart und hatte ihm sämtliche Luft aus den Lungen getrieben. Es gab im Moment nichts, was ihm nicht wehtat. Die Schmerzen waren nur erträglich, wenn er sich nicht bewegte.

Trotzdem war ihm klar, dass er nicht ewig hier liegen bleiben konnte.

Mit fast übermenschlicher Anstrengung stemmte sich Frank auf die Knie und kam schwankend auf die Beine. Sein linker Hemdärmel war völlig zerfetzt und sein Unterarm brannte wie Feuer. Offensichtlich hatte er sich bei dem Sturz an irgendetwas die Haut aufgerissen.

Ein Blick nach oben zeigte ihm, was passiert war.

Er war auf einen Schachtdeckel getreten, der beinahe unsichtbar unter dem Erdreich verborgen gelegen hatte. Das Holz, welches im Laufe der Jahre spröde und brüchig geworden war, hatte unter der Masse seiner 180 Pfund Lebendgewicht den Geist aufgegeben und ihn einbrechen lassen. Die zersplitterten Deckelreste mit ihren gezackten Rändern beantworteten auch seine stumme Frage, wo zum Teufel er sich die Haut so aufgerissen hatte.

»Bist du okay?« Obwohl sich Linda direkt über ihm befand, klang ihre Stimme hier unten seltsam hohl und blechern.

»Alles klar«, erwiderte Frank, während er mit seinen

Augen vergeblich versuchte, die Dunkelheit, die ihn umgab, zu durchdringen.

Die Petroleumlampe, die er bis vor wenigen Sekunden noch in den Händen gehalten hatte, war nirgendwo zu entdecken. Allem Anschein nach musste sie noch oben bei Linda liegen, wahrscheinlich hatte er sie kurz vor dem Sturz fallen gelassen.

»Wirf mir bitte die Taschenlampe herunter, hier unten ist es stockdunkel«, sagte er schließlich, da er wusste, die plastikummantelte Taschenlampe würde einen Fall aus dieser Höhe eher überstehen als der Glaszylinder der alten Petroleumleuchte. Immerhin waren es gut und gerne vier oder fünf Yards, die er in die Tiefe gefallen war.

Linda brummte zustimmend und warf sie Frank, nachdem sie seine Position ausgemacht hatte, in die ausgestreckten Hände.

»Und jetzt?«

»Sieh zu, dass du da oben irgendetwas findest, woran du das Abschleppseil anbinden kannst. Dann machst du es fest und lässt es herunter. Aber beeil dich, ich habe keine Lust, hier unten zu versauern.«

Während sich Linda auf die Suche nach etwas machte, an dem sie das Seil festbinden konnte, ließ Frank das Licht der Taschenlampe durch sein unterirdisches Gefängnis wandern.

Der Raum, in dem er sich befand, war größer, als er gedacht hatte, viel größer und ...

Frank Myers fiel beinahe die Taschenlampe aus der Hand, als ihr Lichtkegel auf die dahinter liegende

Wand fiel.

Eine Gänsehaut überlief ihn und die Haare in seinem Nacken stellten sich auf. Deutlich waren dort, am anderen Ende des Raumes, mehrere Gestalten zu erkennen, die mit Ketten an die Wand gefesselt waren.

Vier aufrecht stehende Leichen, die ihn aus leeren Augenhöhlen anstarrten, während das flackernde Licht seiner Taschenlampe ihnen scheinbar gespenstisches Leben verlieh.

Was zum Teufel war das hier? Eine Geisterbahn?

Obleich er sich eines mulmigen Gefühls nicht erwehren konnte, trieb ihn die Neugierde näher.

Die Toten waren allesamt fast nackt, ihre Kleider, braunrote Kutten, wie er sie von Priestern kannte, größtenteils verrottet und vermodert. Die Haut auf ihrem Körper war ausgedörrt wie altes Leder und hing in Fetzen von den Knochen.

Sie waren offensichtlich in diesem Schacht gestorben.

»Was ist los?«, fragte Linda von oben.

Einen Moment lang war Frank drauf und dran, seine Entdeckung laut hinauszuposaunen, aber dann besann er sich eines Besseren.

Gier legte sich in seinen Blick.

Der Gedanke, dass er hier auf etwas gestoßen war, das sich mit Sicherheit zu Geld machen ließ, wischte alle Bedenken zur Seite.

»Irgendetwas Besonderes da unten?«

»Nein«, antwortet Frank und schlenkerte seinen linken Arm genervt hin und her.

Auf seinem Unterarm hatte sich inzwischen ein glit-

zerndes Netz aus lauter kleinen, roten Punkten gebildet, die immer größer wurden und schließlich als Tropfen zu Boden fielen.

Fluchend wühlte Frank in seinen Hosentaschen nach einer Packung Papiertaschentücher, die er immer einsteckte, wenn er das Haus verließ. Dabei bemerkte er nicht, dass überall dort, wo sein Blut auf die Erde traf, sekundenlang ein milchiger Nebel über der Stelle waberte. Mit zusammengebissenen Zähnen tupfte er seinen Unterarm ab und warf das durchblutete Taschentuch anschließend zu Boden.

Da es nicht aufhörte zu bluten, zog er ein zweites aus der Packung. Während er es danach ebenso zu Boden fallen ließ wie das erste, ertönte ein Geräusch, als ob jemand trockenes Reisig zerbrach.

Wie erstarrt hielt Frank mitten in der Bewegung inne.

*Was zum Teufel war das?*, durchzuckte es ihn.

Dann sah er auf.

Sein Herzschlag schien zu stocken.

Er schloss für einen Moment die Augen und hämmerte sich ein, dass dies alles nur ein böser Traum war, aus dem er jeden Moment wieder erwachen würde. Aber als er die Augen öffnete, war das Bild immer noch dasselbe.

Die Toten an der Wand waren zum Leben erwacht.

*Das kann nicht sein!*, schrie alles in ihm. *Du träumst!*

Aber es war Realität, blutige, grausame Realität.

Ruckartig, wie Marionetten, die an Fäden bewegt werden, lösten sich die Leichen von der Wand, während ihre eisernen Fesseln zu Staub zerfielen. Langsam,

wie von einem dämonischen Zauber angetrieben, streckten sie ihre knöchernen Klauen aus und kamen mit schlurfenden Schritten unaufhaltsam auf ihn zu.

Ein kaltes, böses Funkeln stand in ihren leeren Augenhöhlen, während sich ihre Kiefer mit grauenerregenden Lauten öffneten und schlossen.

Frank Myers blickte sich gehetzt um.

Kalter Schweiß überzog sein Gesicht und sein Herz hämmerte wie verrückt.

Du musst von hier verschwinden!, dröhnte es in seinem Schädel, bis er glaubte, er würde platzen.

Aber wohin?

In dem Raum, in dem er sich befand, gab es nichts als kahle, nackte Lehmwände und vier Albtraumgestalten, die mit klackenden Kiefern und gekrümmten Klauen auf ihn zutorkelten.

Gelähmt vor Angst wich Frank Schritt um Schritt zurück, während ihm mit geradezu entsetzlicher Deutlichkeit klar wurde, dass es nur noch eine Person gab, die ihm helfen konnte, diesem wandelnden Grauen zu entkommen.

Erfüllt von Entsetzen und Panik legte er den Kopf in den Nacken und starrte aus weit aufgerissenen Augen nach oben.

Lautlos formten seine Lippen ein Wort. »Linda!«

Sein Mund öffnete sich, aber bevor er ihren Namen ausstoßen konnte, schoss eine Krallenhand auf ihn zu und legte sich wie eine eiserne Klammer um seinen Hals.

Seine Augen quollen aus den Höhlen und die Zunge

kam ihm aus dem Mund. Verzweifelt tastete er nach der Hand, die seine Kehle zuschnürte und ihm den Atem raubte, aber die Kreatur ließ ihm keine Chance.

## IX

*Fuck!, durchzuckte es Linda, als das Seil erneut von der hervorspringenden Felsnase abglitt. Du hast gut reden mit dem Anbinden. Wo denn, wenn es hier nichts anderes gibt als glatte Wände?*

Unwirsch hob die junge Frau den Kopf und wollte ihrem Freund gerade etwas zurufen, als sie Geräusche wahrnahm, die von unten aus dem Loch kamen, in welches er gefallen war.

Geräusche, die absolut nicht in diese Umgebung passten!

Ihre Augen weiteten sich jäh, als sie das Scharren von Füßen und ein geradezu widerwärtiges Schmatzen und Schlürfen vernahm.

Instinktiv drehte sie ihren Kopf in Richtung Schachtöffnung.

Als sie über den Rand der eingebrochenen Falltür starrte, stockte ihr der Atem. Ihr Herzschlag schien auszusetzen und doch konnte sie den Blick nicht von dem nehmen, was eigentlich nicht sein konnte ... nicht sein durfte!

Vier verdorrte Mumien, wandelnde Tote oder was immer diese schrecklichen Wesen auch sein mochten, bohrten ihre Zähne und knöchernen Krallen immer und immer wieder in Frank hinein.

Blut spritzte wie aus einem Schlauch aus dem Körper ihres Freundes und die Kreaturen hielten ihre Gesichter hinein, um, wie es schien, sich darin zu baden. Der Anblick brachte sie fast um den Verstand und doch war er nichts gegen diese entsetzlich schmatzenden Laute, mit denen sie Frank das Fleisch vom Leib rissen.

Sie wusste, dass sie diese Geräusche niemals mehr in ihrem Leben vergessen würde.

Linda schrie!

Sie schrie, wie sie noch nie seit Anbeginn ihres Daseins auf dieser Erde geschrien hatte, aber der Albtraum nahm kein Ende. Im Gegenteil, er wurde immer noch größer.

Beim Klang ihrer Stimme erhoben die lebenden Toten ihre blutverschmierten Fratzen und stießen ein Heulen aus, das wie Triumphgeschrei klang. Wie auf ein geheimes Kommando hin ließen sie von Frank ab, aus dessen zerfleishtem Körper immer weiter Blut spritzte, und torkelten auf die Wand zu, an deren oberem Ende Linda stand und hinunterblickte.

Für einen Moment schien es, als würden sie die hohen Schachtmauern am Weiterkommen hindern. Aber nur für einen Moment ...

Dann bohrten sich ihre Krallen in das Erdreich und sie begannen, wie Spinnen die nackten Wände emporzuklettern.

Linda drehte sich um und rannte.

Instinktiv und ohne zu überlegen, während der Wahnsinn seine Klauen nach ihr ausstreckte.

## X

Ben Thorpe kam von Westen her und fuhr die Berge hinunter auf den Interstate Highway zu, der am Ende des Felsmassivs an Burlington vorbei nach Copper Mountains führte.

Kurz vor der nächsten Kurve schaltete er einen Gang zurück, ließ den Wagen langsam durch die weit gezogene Kehre rollen und drückte erst dann wieder auf das Gaspedal, als das letzte Stück des Feldweges, der kerzengerade auf die Interstate zulief, vor ihm lag.

Die Dämmerung war inzwischen so weit fortgeschritten, dass er das Licht einschalten musste.

Locker und entspannt lenkte der Paraforce-Agent seinen Wagen über die Schotterpiste.

Er hatte das Fenster heruntergekurbelt und der Fahrtwind spielte in seinem vollen, fast blauschwarzen Haar.

Seine Augen waren schmal und trotz seiner kaum vierzig Lebensjahre von zahlreichen Fältchen umgeben. Ein Umstand, der vom vielen Blinzeln in Sonne und Wind herrührte, genauso wie der leichte Bronzeton seiner Haut.

Durch seine Arbeit war er fast ständig Wind und Wetter ausgesetzt. Paranormale oder unerklärliche Phänomene fanden nun einmal selten in klimatisierten Büros statt.

Er seufzte und legte für einen Moment seine Linke auf den Hinterkopf.

Obwohl er sich bereits seit dem Mittag die Nachwir-



kungen des gestrigen Whiskyexzesses von der kalten Bergluft Colorados aus dem Schädel hatte blasen lassen, fühlte er sich immer noch nicht richtig fit.

Er kam nicht umhin, sich über seinen Freund zu wundern.

Eigentlich war er es doch, der durch seine Polizeiausbildung und seine Tätigkeit bei Paraforce körperlich bedeutend besser in Schuss war, und vor allen Dingen war er auch jünger.

Aber irgendwie hatte James den Umtrunk dennoch bedeutend besser überstanden. Während er sich zwingen musste, einen Kaffee und zum Mittag etwas Hühnerbrühe zu sich zu nehmen, hatte Campbell den Tag bereits mit vier Spiegeleiern, einem Viertelpfund geräuchertem Speck und einem Glas Buttermilch begonnen. Sein Magen hob sich jetzt noch, wenn er nur daran dachte. Danach hatte sich der Professor in Arbeit gestürzt, während er in die Berge gefahren war, um in der frischen Luft den vergangenen Abend vergessen zu machen.

Um die Eintönigkeit der Fahrt etwas zu mildern, tastete er mit seiner Rechten nach dem Radio. Für einen Moment nahm Ben dabei den Blick von der Straße.

Plötzlich stand die Frau vor ihm.

Mitten auf der Fahrbahn!

Das grelle Scheinwerferlicht des Fahrzeugs schien sie zu blenden, denn die Frau verharrte beinahe regungslos vor dem herandonnernden Wagen.

Voller Panik versuchte Ben noch zu bremsen.

Er schaffte es nicht.

Das Auto jagte wie ein gigantisches Geschoss direkt auf sie zu.

Ben Thorpe schrie erschrocken auf und verriss das Lenkrad.

Der Wagen brach zur Seite aus und steuerte völlig unkontrolliert auf eine Baumgruppe am Straßenrand zu. Glas splitterte und Autoblech knirschte, als der wuchtige Stamm einer alten Fichte der Fahrt ein jähes Ende bereitete.

Ein berstender Schlag löschte die Scheinwerfer, die Kühlerhaube sprang auf und der Motor stellte blubbernd und zischend seinen Dienst ein.

Sekundenlang hing Ben wie benommen über dem Lenkrad.

Als er den Kopf wieder hochnahm, verspürte er den kupfernen Geschmack von Blut in seinem Mund. Trotzdem hatte er das Gefühl, nicht wirklich verletzt zu sein, wahrscheinlich hatte er sich bei dem Aufprall vor Schreck nur auf die Zunge gebissen.

»Scheiße!«, fluchte Ben, während er umständlich aus dem Fahrzeug kletterte. »Scheiße, Scheiße, Scheiße!«

Ungehalten warf Thorpe die Wagentür zu und ging um sein Auto herum.

Von der Frau war nichts mehr zu sehen, aber das war Ben egal. Nachdem sie es nicht einmal für notwendig zu halten schien, nachzusehen, ob ihm vielleicht etwas passiert war, verschwendete er keinen weiteren Gedanken mehr an sie.

Obwohl, eine Frau, nachts alleine im Wald, vielleicht sollte er doch ...

Unwirsch schüttelte Ben den Kopf.

Nein, er hatte im Moment andere Sorgen, vor allem, nachdem er sich das Ausmaß des Schadens angesehen hatte. Der vordere rechte Scheinwerfer war zersplittert und der Kühlergrill total verbogen. Das scharfkantige Blech des völlig deformierten Kotflügels hatte sich in den dahinter liegenden Reifen gebohrt und ihn in eine nutzlose Gummimasse verwandelt.

An eine Weiterfahrt war so nicht zu denken.

Instinktiv fischte Ben sein Handy aus der Hosentasche und klappte es mit einer geübten Handbewegung auf. Sein stets beherrscht wirkender Gesichtsausdruck verwandelte sich in eine wütende Grimasse, als er auf dem Display die Worte »Kein Empfang« zu lesen bekam.

Ben sah sich um und verspürte zum ersten Mal so etwas wie Unsicherheit.

Als er die Berge verlassen hatte und in seinen Wagen gestiegen war, stand die Sonne schräg über ihm und hatte bereits einen roten Schimmer angenommen. Jetzt versank sie hinter den Hügeln im Westen, und wenn nicht ein Wunder geschah, musste er die Nacht in den Bergen verbringen. Ben wägte die Möglichkeiten ab, die ihm blieben, wenn er mit seinem Handy weiterhin keinen Empfang haben sollte.

Nach Copper Mountains zu laufen, war utopisch. Selbst wenn er auf der Interstate blieb, waren es gut und gerne fünfundzwanzig Meilen bis in die Stadt. Damit zu rechnen, dass ihn jemand mit dem Auto mitnahm, war nüchtern betrachtet ebenfalls so gut wie

ausgeschlossen. Wer lud schon mitten in der Wildnis freiwillig einen Fremden in der Dunkelheit zu sich ins Fahrzeug ein, vor allen Dingen, wenn dieser auch noch gut sechs Fuß groß war und mit seiner dunklen Haut aussah wie ein Indianer, der aus der Reservation geflüchtet war?

Was blieb, war also die Übernachtung in seinem Schrottwagen und die Hoffnung, bei Tageslicht eher Hilfe zu erhalten als jetzt.

Seufzend wandte sich Ben wieder der Fahrertür zu.

Als er die Hand um den Türgriff legte, glitt sein Blick wie zufällig den Stamm der Fichte empor, die seine Fahrt so jäh zum Stillstand gebracht hatte.

Unwillkürlich zuckte er zusammen.

Dort, etwa auf halber Höhe des Baumes, war ein weißes Schild mit braunem Rand angebracht, auf dem in großen Lettern zu lesen stand, dass die kleine Siedlung Burlington von hier aus noch zwei Meilen entfernt war.

Eine Entfernung, die für den durchtrainierten Paraforce-Agenten durchaus noch vor Anbruch der Nacht zu bewältigen war. Ben überlegte nicht lange. Er holte seine Regenjacke aus dem Auto, verschloss den Wagen und marschierte zielstrebig in die vorgegebene Richtung. Um sich die Zeit bis nach Burlington zu vertreiben, begann er unterwegs einen alten Song von Johnny Cash nachzupfeifen.

Hätte sich Thorpe die Mühe gemacht, sich umzudrehen und das Unterholz hinter sich näher zu betrachten, wäre ihm das Pfeifen wahrscheinlich im Hals stecken geblieben.

So aber blieben ihm die vier Gestalten verborgen, die sich dort wie Marionetten, die an Fäden bewegt werden, zwischen Schwarzfichten, Espen und Wacholdersträuchern hin und her bewegten.

Als ein Windstoß, der so kalt war, als würde er aus einem Grab kommen, ihre zerfetzten Priesterkutteln aufbauschte, zog für Sekunden ein dunkles Wolkenband am Himmel vorüber.

Es hatte den Anschein, als würde selbst die Natur den Anblick ihrer fleischlosen Leichenschädel nicht ertragen können.

## XI

Burlington war das jämmerlichste Kaff, das Ben jemals gesehen hatte, und er war in den vielen Jahren der Ausübung seines Berufes verdammt weit herumgekommen.

Eine Hauptstraße, die nichts anderes war als ein staubiger, von unzähligen Fahrrippen durchzogener Karrenweg, zwei Dutzend Holzhütten, die sich weit verstreut zwischen Sträuchern und Büschen duckten, und eine kleine Kirche am nördlichen Ende der Siedlung. Mehr war da nicht.

Nun, mit Einbruch der Dunkelheit, wirkte Burlington noch trostloser.

Der Paraforce-Agent lenkte seine Schritte durch den Staub der Hauptstraße, bis er das größte Haus im ganzen Ort erreichte, das im Gegensatz zu den meisten anderen Gebäuden in hellem Licht erstrahlte. Der Kasten

nannte sich Andrew's Place, jedenfalls lautete so der Namenszug, der auf der erleuchteten Reklametafel zu lesen war, die sich über die gesamte Vorderfront hinweg erstreckte.

Dem Schaufenster und seinen Auslagen nach zu urteilen, handelte es sich bei dem Haus um eine Mischung aus Hotel, Store und angegliedertem Schnapsausschank.

Ben stieg den hölzernen Vorbau hoch und betrat das Gebäude ohne anzuklopfen.

Das Innere des Hauses schien nur aus einem einzigen, rechteckigen Raum zu bestehen.

Im vorderen Teil stand ein halbes Dutzend einfacher Holztische mit etwa der doppelten Anzahl an Lehnstühlen. Daneben gab es ein paar Spucknäpfe aus Messing und an der Nordwand eine Theke, die Ben unwillkürlich an einen Saloon aus alten Westernzeiten denken ließ. Im hinteren Teil befand sich ein einfach eingerichteter Verkaufsraum mit Gemüsekonserven, Kaffee, Mehltüten und all den anderen Dingen, die man in einem Store erwartete.

An einem der Tische saßen drei Männer, die ihre Gespräche unterbrachen und ihn mit finsternen Blicken musterten. Ein weiterer Mann stand hinter dem Tresen und polierte mit einem karierten Geschirrtuch die Gläser.

»Guten Abend! Können Sie mir bitte sagen, wo hier die nächste Tankstelle ist?«

Wie auf ein geheimes Kommando hin ruckten die Köpfe der drei vom Tisch zur Seite, während sich ihre

Augen fragend auf den Mann hinter dem Tresen richteten. Dieser, ein schwammig wirkender Kerl mit einem Schädel wie ein Basketball, betrachtete ihn einen Moment lang mit einer Mischung aus Ablehnung und Neugierde, um dann schließlich verneinend mit dem Kopf zu schütteln.

»Gibt es hier nicht«, war seine ebenso knappe wie unfreundliche Antwort.

»Kann ich dann mal kurz Ihr Telefon benutzen?«

»Gibt es hier auch nicht«, lautete die nächste Antwort.

So langsam machte sich Unmut in Ben breit.

»Lassen Sie mich raten, ein Zimmer für die Nacht ist dann wohl auch nicht zu bekommen.«

Der Mann hinter dem Tresen öffnete langsam seine Hand und das Glas, das er bisher voller Inbrunst poliert hatte, fiel wie in Zeitlupe wieder ins Spülbecken zurück.

Das aufspritzende Wasser traf sein Gesicht, aber er schien es nicht zu bemerken. Stattdessen legte er das Geschirrtuch zur Seite und richtete seine Augen auf Ben.

»Du hast es erfasst, Freundchen, und jetzt sieh zu, dass du wieder Land gewinnst. Wir hier in Burlington mögen keine Fremden, schon gar nicht, wenn sie dumme Fragen stellen!«

Thorpes Unmut verwandelte sich allmählich in kalte Wut.

Er hatte zwar schon öfters davon gehört, dass die Bewohner solch kleiner Siedlungen, die abgelegen in den

Wäldern oder in den Bergen lagen, ziemlich kauzig, eigenbrötlerisch und misstrauisch gegenüber Fremden sein sollten, aber das hier schlug dem Fass den Boden aus.

»Das ist jetzt nicht Ihr Ernst, Mister! Oder?«

Bevor er eine Antwort erhielt, redete Ben mit einer Stimme weiter, die wie gesprungenes Glas klang.

»Sie verweigern mir also Ihre Hilfe, obwohl Sie aus meinen Worten heraushören können, dass ich mich in einer Notlage befinde?«

»So groß kann die Not nicht sein, wenn ich mir Sie so ansehe. Sie sind weder verletzt, noch scheinen Sie irgendwie krank zu sein oder gebrechlich. Also tun Sie mir den Gefallen und verschwinden Sie wieder, bevor ich von meinem Hausrecht Gebrauch mache.«

»Und wenn nicht?«

Der Mann hinter dem Tresen seufzte und richtete seinen Blick auf einen der Männer am Tisch. »Hey, Ken, sei bitte so gut und setz diesen Idioten wieder an die frische Luft!« Dann fischte er das Glas, welches er vorhin hatte ins Spülbecken fallen lassen, wieder aus dem Wasser und begann es erneut zu polieren.

Inzwischen richtete sich der Angesprochene hinter dem Tisch auf.

Erst jetzt sah Ben genauer, mit wem er es zu tun hatte.

Ken, Typ Hinterwäldler mit blau kariertem Baumwollhemd, Drillichhosen und genagelten Arbeitsschuhen, war so breit wie ein Kleiderschrank.

Er war mindestens einen halben Kopf größer als Ben



und hatte Hände wie Bratpfannen.

Sein pockennarbiges Gesicht war von einem Grinsen überzogen, in dem sich Vorfreude und Verachtung gleichermaßen widerspiegelten.

Er sagte nichts, sondern ging sofort zum Angriff über.

Ben wusste, dass er angesichts der Statur des Mannes keine Zeit für irgendwelche Spielchen hatte. Ein einziger Schlag und er fand sich auf dem Bretterboden wieder.

Ben empfing ihn mit einem ansatzlosen Schwinger genau auf den Punkt.

Kens Kopf flog in den Nacken. Er taumelte zwei, drei Schritte zurück, blieb aber auf den Füßen und bot sich Ben dabei in einer Art an, der er nicht widerstehen konnte.

Er sprang hoch, wie man es ihm im Training bis zum Erbrechen beigebracht hatte, schien einen Moment lang in der Luft zu schweben und ließ dann seinen rechten Fuß vorschießen.

Der Treffer hob den Hinterwäldler förmlich aus den Schuhen.

Ken flog nach hinten auf den Tisch, hinter dem er vor Sekunden noch gesessen hatte, und fiel mit solcher Wucht auf die Platte, dass das Möbelstück knirschend seinen Geist aufgab.

Mit einem Wutschrei stürzte der Wirt hinter seinem Tresen hervor, während sich die anderen fluchend aus ihren Stühlen in die Höhe schraubten.

Schweißperlen standen auf Thorpes Stirn.

Vier gegen einen war ein Zahlenverhältnis, das selbst einen Paraforce-Agenten ins Schwitzen kommen ließ.

Im gleichen Moment klapperten draußen die Absätze mehrerer Schuhe über den hölzernen Vorbau. Eine Sekunde später krachte die Eingangstür des Hauses an die dahinterliegende Wand, dass der Putz nur so aus dem Gemäuer rieselte.

Drei weitere Männer platzten in den Raum.

Die beiden vordersten ähnelten sich einander so, dass Ben auch als Ortsfremder sofort erkannte, es musste sich dabei um Brüder handeln.

Sie waren untersetzt, unglaublich muskulös und ihre beinahe quadratischen Schädel gingen fast übergangslos ohne Hals in den Oberkörper über.

Beide trugen das Haar militärisch kurz geschnitten und beide steckten in diesen billigen, schlecht sitzenden Anzügen, die man in jedem Versandhauskatalog hinterher geworfen bekam.

Der Mann dahinter war das genaue Gegenteil.

Der Endvierziger war etwa sechs Fuß groß und mit seiner Kombination aus wasserheller Stoffhose, schwarzen Lederslippern und dem marineblauen Jackett eigentlich eine durchaus gefällige Erscheinung.

Im Moment jedoch wirkte er so sympathisch wie eine gereizte Klapperschlange.

»Was zum Teufel geht hier vor, Andrew?«

## XII

Andrew, der Wirt, schien großen Respekt vor dem Sprecher zu haben.

Ben konnte deutlich sehen, wie er versuchte, dem Mann nicht in die Augen zu sehen.

»Nichts«, antwortete er beinahe zaghaft. »Jedenfalls nichts, über das du dir Gedanken machen musst.«

»Nichts?«, echote der andere und wippte in den Schuhen. »Ist die Tatsache, dass ihr euch gestritten habt, dass Ken mit geschwellenem Kinn am Boden liegt und dass hier Möbel zerschlagen wurden, etwa nichts? Ich denke, du solltest mich besser kennen! Also raus mit der Sprache, was war hier los?«

Eine Sekunde lang wand sich Andrew wie ein Aal unter den Blicken des anderen, bevor er sich schließlich doch zu einer Erklärung entschloss.

»Das ist alles nur die Schuld von diesem Penner da«, keifte er und zeigte auf Thorpe. »Er ist einfach hier hereingeplatzt und hat dumme Fragen gestellt. Als ihn Ken aufforderte, wieder zu verschwinden, hat er gleich um sich geschlagen. Das war alles. Ehrlich, Donald, diesmal sind die Jungs und ich absolut unschuldig.«

Der Mann, den er Donald genannt hatte, lächelte kalt. »Das kannst du jemandem erzählen, der die Hose mit der Kneifzange anzieht. Ich warne dich, Andrew, wenn ihr Hinterwäldler wieder einmal etwas verbockt habt, das mir vielleicht die Presse auf den Hals hetzt, mache ich euer Kaff endgültig dem Erdboden gleich. Ich habe im Moment genug andere Schwierigkeiten am Hals!«

»Keine Sorge, Mister Sutherland«, sagte Ken, während er sich wieder aufrappelte. »Diesmal können wir wirklich nichts dafür.«

Sutherland wirbelte auf dem Absatz herum und fixierte Ben wie eine Schlange das Kaninchen. »Und was haben Sie dazu zu sagen?«

»Dass ich die ganze Sache etwas anders sehe«, sagte Ben, während es hinter seiner Stirn förmlich zu arbeiten begann, seit der Name Sutherland gefallen war.

»Ach ja, und wie?«

»Ich hatte ein paar Meilen von hier entfernt mit meinem Wagen einen Unfall. Ich bin gegen einen Baum gefahren. Da ich dort draußen mit dem Handy keinen Empfang habe, bin ich hierher gelaufen, um nach einer Werkstatt zu fragen oder nach einem Telefon, um mein Auto abschleppen zu lassen. Aber anstatt mir zu helfen, hat man mir gleich diesen wandelnden Kleiderschrank hier auf den Hals gehetzt.«

»So, so, Sie hatten also einen Unfall«, erwiderte Sutherland, dessen Augen beim Anblick von Kens verquollenem Gesicht einen Moment lang belustigend funkelten.

Aber dann wurde er sogleich wieder ernst.

»Das ist aber seltsam. Da draußen gibt es so gut wie keinen Verkehr, geschweige denn Fußgänger oder Radfahrer. Nur einen Waldweg, Bäume, Felsen und allenfalls ein paar Murmeltiere. Da frage ich mich, wie man dort gegen einen Baum fahren kann. Haben Sie vielleicht etwas getrunken?«

»Ich trinke nie, wenn ich mit dem Auto unterwegs

bin. Aber wenn Sie es genau wissen wollen, mir ist eine junge Frau vor den Wagen gelaufen. Wenn es mir nicht gelungen wäre, das Lenkrad herumzureißen, hätte ich sie glatt überfahren.«

Sutherland riss die Augen auf und starrte auf Ben wie auf ein Wesen aus einer anderen Welt.

»Eine junge Frau, sagten Sie? Wie sah sie aus?«

»Was soll das, Donald, du wirst doch nicht etwa auf die Märchengeschichte dieses Penners hereinfallen?«, meldete sich Andrew zu Wort.

»Halt gefälligst dein Maul«, sagte Sutherland mit einer Stimme, die aus dem Eisschrank zu kommen schien. »Was glaubst du wohl, warum ich hier bin? Ich bin auf der Suche nach Linda! Sie ist seit gestern Vormittag wie vom Erdboden verschwunden, obwohl sie genau wusste, dass wir heute Abend beim Bürgermeister zum Essen eingeladen sind. Daran ist bestimmt wieder ein Kerl schuld. Wie ich gehört habe, soll sich meine Tochter ja einen neuen Lover angelacht haben.«

Er hatte seine Erklärungen kaum beendet, als er auch schon wieder Thorpe ins Visier nahm.

»Also, was ist jetzt!«, sagte Sutherland beinahe schrill. »Wie hat sie ausgesehen?«

»Jetzt mach mal halblang«, sagte einer der anderen Männer beruhigend, bevor Thorpe zu einer Antwort ansetzen konnte. »Das Ganze wird sich bestimmt wieder schnell aufklären. Ich würde mich nicht wundern, wenn Linda längst wieder zuhause sitzt, während du hier den wilden Mann spielst. Du kennst doch ihr Temperament, in diesen Dingen kommt sie ganz nach ihrer

verstorbenen Mutter.«

Sutherland senkte den Kopf. »Ich wünschte, du hättest recht, Joe. Aber seit ich weiß, dass man sie unten am Teich in der Nähe von dem alten Haus gesehen hat, befürchte ich das Schlimmste.«

»Habt ihr dort schon nachgesehen?«

Sutherland schüttelte den Kopf. »Deshalb sind wir ja hier. Ich wollte einen von euch fragen, ob er mitkommen kann. Ihr kennt euch schließlich besser in dieser unwirtlichen Gegend aus als ich.«

»Jetzt? Bei Dunkelheit?«, fragte der Wirt vorsichtig. »Vergiss es, da bekommen mich keine zehn Pferde hin!«

»Wollt ihr etwa kneifen, ihr verdammten Scheißkerle?«

Thorpe drehte sich erstaunt zur Seite.

Im ersten Moment dachte er, sich verhöhrt zu haben. Er konnte nicht glauben, dass die gleichen Männer, die ihn noch vor wenigen Sekunden aus einem nichtigen Grund heraus brutal zusammenschlagen wollten, plötzlich Angst vor einem obskuren Haus hatten.

Ein Blick in ihre Gesichter sagte ihm aber, dass es tatsächlich so war.

»Was hat es denn mit diesem Haus auf sich?«, wollte Thorpe wissen.

»Dort befindet sich das Grab der Peitschenmönche«, sagte der Wirt tonlos.

In der Stille, die nun einsetzte, hätte man wahrscheinlich sogar eine Feder zu Boden fallen hören.

### XIII

»Eigentlich hätte ich es mir ja denken können«, sagte Donald Sutherland und klatschte wütend mit der flachen Hand auf das Leder der Sitzpolster.

Ben Thorpe drehte den Kopf und fragte sich beim Anblick des Mannes zum wiederholten Mal, was zum Teufel ihn eigentlich geritten hatte, sich dem Industriemagnaten und seinen Begleitern anzuschließen.

Schließlich war genau dieser Mann dafür verantwortlich, dass man seinem besten Freund die Genehmigung zur Weiterführung seines Forschungsprojekts entziehen würde und dazu aus einer Expertenkommission hinausgeworfen hatte, die ihm noch vor wenigen Tagen mit einem Zwanzigtausenddollarscheck schmackhaft gemacht worden war.

War es sein Glaube an das Gute im Menschen, welches irgendwo selbst in einem so eiskalten Geschäftsmann wie Sutherland stecken musste, pure Neugierde oder doch der Anblick eines verzweifelten Vaters, den die Sorge um seine Tochter allmählich in den Wahnsinn trieb?

Wahrscheinlich etwas von jedem, wobei sich Thorpe eingestand, dass den eigentlichen Ausschlag die seltsamen Peitschenmönche gegeben hatten.

Er war nicht umsonst ein Agent von Paraforce.

»Was hätten Sie sich denken können?«

Sutherland musterte ihn mit funkelnden Augen. »Was wohl? Die Sache mit den Peitschenmönchen natürlich! Sobald jemand dieses Thema erwähnt, stellt

sich ganz Burlington stur. Ich habe zwar schon ein paar Mal davon gehört, aber ich hätte nie gedacht, dass es so extrem ist. Himmel noch mal, man sollte nicht glauben, dass wir im 21. Jahrhundert leben.«

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, mir zu erklären, was es mit diesen obskuren Peitschenmönchen auf sich hat?«

Sutherland lächelte nachsichtig. »Man merkt, dass sie nicht aus der Gegend kommen. Hierzulande kennt diese Geschichte jedes Kind.«

Thorpe zuckte darauf mit den Achseln. »Tut mir leid, dass sich die Sache noch nicht bis zu mir herumgesprochen hat.«

Sutherland wurde augenblicklich wieder ernst.

»Der Legende nach handelt es sich bei den Peitschenmönchen um eine Gruppe von Franziskanerpadres, die um 1600 herum den spanischen Edelmann Juan de Onate auf seiner ersten Expedition durch dieses Land begleitet hatten. Während Onate auf der Suche nach Gold und Ruhm war, versuchten die Mönche, die Ureinwohner zum Christentum zu bekehren. Ein paar von ihnen benutzten dazu aber nicht nur fromme Worte und Bibelsprüche, sondern auch Ochsenziemer und Bullpeitschen, daher auch ihr Name.«

Ben glaubte sich erinnern zu können, dass er während einer seiner letzten Recherchen zu einem anderen Fall flüchtig etwas über diese Ereignisse gelesen hatte.

»Sie wollen mir doch nicht erzählen, dass diese Geschichte immer noch in den Köpfen der Leute von Burlington herumgeistert? Das ist ja lächerlich! Das Ganze



ist doch schon über vierhundert Jahre her.«

»Eben nicht«, meldete sich von vorne Walter Link.

Er und sein Bruder Mike waren schon, seit sie denken konnten, im Dienst des Präsidenten der Sutherland Corporation. Während Walter den wuchtigen Jeep mit dem riesigen Firmenlogo auf der Motorhaube durch die Dunkelheit steuerte, studierte sein Bruder im Licht der Armaturen eine Karte der näheren Umgebung. Die Sumpflandschaft um das Haus und den Teich sowie der angrenzende Wald waren so unwegsam und abgelegen, dass es kein Navigationssystem gab, das ihnen den Weg aufzeigen konnte.

»Etwas mehr als zweihundert Jahre später kamen die Franziskanermönche wieder zurück. Diesmal, um die ersten Siedler, die sich inzwischen hier niedergelassen hatten, zu bekehren. Allerdings hatten sie aus den Fehlern ihrer Vorgänger nichts gelernt. Sie versuchten, ihre Lehren erneut mit Peitschen zu verbreiten. Doch die Siedler ließen sich nicht so leicht einschüchtern wie damals die Indianer. Als ein paar von ihnen während der sogenannten Büssermessen ums Leben kamen, schnappten sich die aufgebrachten Leute die Mönche und mauerten sie kurzerhand in einem Stollen ein.«

»Ihr Anführer war übrigens ein Vorfahr von Mister Sutherland«, fügte Mike hinzu.

Ben hütete sich davor, darauf zu antworten. Dass ausgerechnet er Sutherland bei der Suche nach seiner Tochter behilflich war, erschien ihm mehr als nur eine Ironie des Schicksals.

»Wir sind da, dort vorne ist das Haus«, sagte Walter

und stieg zur Überraschung aller so hart in die Eisen, dass der Jeep ruckartig zum Stehen kam.

Sofort spannten sich die Sicherheitsgurte und drückten die Insassen sanft aber bestimmend in die Sitzpolster.

»Was sollte das denn?«, keuchte Donald Sutherland überrascht.

»Da vorne hat jemand sein Auto abgestellt, und zwar so, dass es sowohl vom Highway als auch vom Wald aus kaum zu entdecken ist. Es sieht so aus, als ob dieser jemand nicht gesehen werden will.«

»Dann steigen wir hier aus und sehen uns die Sache näher an, Taschenlampen haben wir ja genug dabei.«

Die Männer verließen das Auto beinahe gleichzeitig und scharten sich um den Kofferraum, den Walters Bruder inzwischen geöffnet hatte. Dort, in einer Plastikwanne, wie sie Jäger zum Abtransport des erlegten Wildes benutzten, lagen neben mehreren Taschenlampen, einer Art Rettungsseil und Regenjacken auch zwei Gewehre.

»Erwarten Sie irgendwelche Schwierigkeiten?«, fragte Thorpe angesichts der Waffen.

»Eigentlich nicht«, sagte Mike Link. »Aber ich bin gerne vorbereitet.« Dabei hängte er sich eines der Gewehre um, übergab seinem Bruder das andere und verteilte schließlich die Taschenlampen.

Die Dunkelheit legte sich inzwischen wie ein schwarzes Tuch über das Land und vom Teich her kam Nebel auf.

»Ich schlage vor, wir sehen uns erst den Wagen an,

bevor wir ins Haus gehen. Sollten wir dort wider Erwarten nichts entdecken, fahren wir am besten zu der Stelle, an der Mister Thorpe seinen Unfall hatte.«

»Jetzt noch?«, fragte Mike seinen Chef ungläubig. »Es ist doch stockdunkel.«

»Wenn dir das nicht passt, kannst du ja gehen. Ich jedenfalls höre nicht eher auf zu suchen, bis ich meine Tochter gefunden habe!«, sagte Sutherland offenbar schroffer, als er es beabsichtigt hatte. Jedenfalls legte er sofort seine Hand auf die Schulter von Mike.

»Sorry, war nicht so gemeint. Aber du musst mich verstehen, Linda ist das Einzige, was ich noch habe, seit ihre Mutter tot ist.«

Der Bodyguard nickte.

Nachdem danach niemand mehr gegen Sutherlands Einwände etwas vorbrachte, machten sich die Männer auf den Weg. Je näher sie dabei dem verlassenen Wagen kamen, umso deutlicher war die Anspannung zu spüren, die sie erfasst hatte.

Das Fahrzeug entpuppte sich allerdings als eine einzige Enttäuschung.

Der Wagen war nicht verschlossen und barg auch sonst keinerlei Hinweise auf den Besitzer. Außer einer Coladose im Seitenfach der Fahrertür, einer leeren Zigarettschachtel und einer Packung Papiertaschentücher auf dem Rücksitz gab es nichts, was auf die Person hätte schließen können, die den Wagen gefahren hatte. Selbst der Kofferraum wirkte seltsam leer und aufgeräumt. Es gab weder ein Reserverad noch irgendwelches Werkzeug oder ein Abschleppseil.

Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, hatte Thorpe das Gefühl, dass hier irgendetwas nicht in Ordnung war. An der Art, wie die Link-Brüder ihre Waffen handhabten und immer nervöser zum Haus hinüberstarrten, erkannte er, dass er mit seinem Gefühl nicht alleine war.

Gemeinsam gingen sie zum Haus hinüber.

Inzwischen bedauerte er es, dass er den Koffer mit der Spezialausrüstung und seiner Pistole in Campbells Gästezimmer zurückgelassen hatte. Aber es war nun nicht mehr zu ändern.

Als Thorpe den hölzernen Vorbau erreicht hatte, hämmerte Walter Link bereits mit der flachen Hand an die Eingangstür. Nachdem niemand auf sein Klopfen reagierte, versuchte er, die Tür zu öffnen.

Sie erwies sich als unverschlossen.

Nacheinander traten die vier Männer über die Schwelle und spähten ins Haus.

Vor ihnen erstreckte sich ein schmaler Flur, der nach etwa zehn Schritten an einer Treppe endete, die in den Keller hinunter führte. Rechts und links davon gab es mehrere Türen.

Sie schienen im Gegensatz zum Eingang alle verschlossen zu sein.

Doch was sich auch dahinter verbarg, es wurde im gleichen Moment bedeutungslos, in dem ihnen vom Keller aus ein widerlich süßer Blutgeruch in die Nasen stieg.

## XIV

Die Männer sahen sich fragend an.

»Was zum Teufel stinkt hier so?«, fragte Mike und sah sich würgend um.

»Keine Ahnung«, erwiderte sein Bruder, während er einen Schritt zur Seite trat und dabei sein Gewehr repetierte.

»Aber vielleicht sollte mal jemand von euch nachsehen.«

»Und du?«

»Ich bleibe solange hier.«

»Warum?«, wollte Sutherland wissen.

Walter quittierte die Frage seines Chefs mit einer vagen Kopfbewegung. »Ich denke, jemand sollte den Eingang im Auge behalten, solange sich die anderen hier umsehen. Soweit ich das erkennen kann, gibt es nur diese eine Tür nach draußen. Das erinnert mich irgendwie an eine riesige Mausefalle.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, repetierte er sein Gewehr und drehte sich um, während sich die anderen langsam wieder in Bewegung setzten.

Je weiter die drei dabei den Gang entlanggingen, umso stärker wurde der Gestank.

Vor der Kellertür blieben sie stehen.

Der Blutgeruch war inzwischen unerträglich geworden.

Sutherland und Mike Link kniffen die Nasenflügel zusammen und starrten erwartungsvoll auf Thorpe, der vorangegangen war und dessen Hand sich jetzt um

den Knauf der Kellertür gelegt hatte.

Der Paraforce-Agent drehte am Griff und ging, ohne sich um seine Begleiter zu kümmern, einfach weiter.

Die beiden blieben zurück, bis er den Wanddurchlass im Keller durchquert hatte. Erst dann hörte Thorpe, dass sie wieder zu ihm aufschlossen. Er verlangsamte seine Schritte, drehte den Kopf, während er weiter in den Stollen hineinging, und stolperte deshalb prompt über irgendetwas, das vor ihm auf dem Boden lag.

Thorpe hatte genügend medizinische Vorträge und Obduktionen erlebt, um sofort zu erkennen, dass es sich bei diesem Etwas um einen menschlichen Oberschenkel handelte, oder jedenfalls einen Teil davon.

Er ließ den Lichtstrahl seiner Taschenlampe weiter wandern und entdeckte noch andere Teile eines zerstückelten Körpers.

»Ist das ...?« Sutherland, der jetzt direkt neben ihm stand, brachte es nicht fertig, den Satz auszusprechen. Sein Gesicht war aschfahl und in seinen Augen lag pure Verzweiflung.

Ben schüttelte den Kopf. »Der Tote ist, oder besser gesagt, war ein Mann.«

»Woher wollen Sie das so genau wissen?« Seine Stimme schien sich dabei schier zu überschlagen.

»Das Ende des Oberschenkelknochens lässt deutlich auf ein hohes und schmales Becken schließen, während das einer Frau hingegen eher breit ist.«

Thorpe hätte ihm jetzt noch weitere Merkmale aufzählen können, warum die Knochenreste zu einem Mann gehörten, aber er kam nicht mehr dazu.

Oben am Eingang krachte plötzlich ein Schuss.

Die drei stürmten beinahe gleichzeitig in den Keller zurück, hetzten die Treppe hoch und blieben wie angewurzelt im Flur stehen, als sie Walter neben der Eingangstür auf dem Boden knien sahen.

»Was ist passiert?«

»Schnauze!«, blaffte der ältere der Link-Brüder und zielte weiterhin mit dem Gewehr nach draußen. »Verteilt euch lieber an den Fenstern und passt auf, dass sie nicht hereinkommen können!«

»Wieso ... hereinkommen? Wer ist da draußen?«

»Die Peitschenmönche«, sagte Walter tonlos.

»Bist du dir da sicher?«

Walter nickte zur Tür hinaus. »Ihr könnt gerne rausgehen und euch selber überzeugen«, schlug er vor.

Ben konnte die Angst in seiner Stimme förmlich heraushören.

»Ich für meinen Teil habe bereits genug gesehen.« Er hatte den Satz kaum beendet, da drangen von draußen merkwürdige Geräusche herein.

Es klang, als ob Peitschen knallen würden, ein Umstand, der eigentlich völlig unmöglich war.

Ben war als Erster an einem der beiden Fenster und hielt die Taschenlampe hoch.

Zuerst glaubte er an eine Sinnestäuschung.

Die vom Teich herüberziehenden Nebel, die zunehmende Dunkelheit, seine angespannten Nerven, das alles konnte ...

Konnte, aber war es nicht!

Was er sah, war eine Realität, die ihm das Blut in den

Adern gefrieren ließ.

Gestalten tappten heran, wandelnde Leichen mit bleichen Knochen und zerfressenem Fleisch.

Seite an Seite torkelten sie vom Teich her auf das Haus zu.

Ben verschluckte sich fast vor Aufregung, als er erkannte, dass zwei von ihnen kurzstielige Lederpeitschen in den Händen hielten.

Mit einem wilden Fluch auf den Lippen nahm Mike am anderen Fenster das Gewehr hoch, stieß den Lauf durch die Scheibe und feuerte in die Dunkelheit hinaus. Seine Kugeln durchschlugen den Brustkorb der vordersten Kreatur.

Die Gestalt flog wie von einer unsichtbaren Riesenzaufgepöckelung gepackt nach hinten, überschlug sich in der Luft und krachte zu Boden.

»Yeah, ihr Bastarde!«, frohlockte Mike. »Kommt nur her, mein Blei reicht für euch alle!«

Erleichtert wollte sich Thorpe gerade abwenden, als Donald Sutherland neben ihm einen gellenden Schrei ausstieß.

Sein Kopf ruckte herum, er sah wieder aus dem Fenster und zuckte zusammen.

Seine Gesichtszüge schienen einzufrieren, als er beobachtete, wie sich der zerschossene Leichnam langsam wieder erhob und mit ausgestreckten Knochenhänden weiterlief, als sei nichts geschehen.

Er brauchte kein Hellseher zu sein, um zu wissen, dass sie diese Wesen nicht aufzuhalten konnten!

Wie auch, wenn sogar Gewehre und Kugeln versag-



ten!

Es gab nur eine Möglichkeit, diesem Albtraum zu entkommen.

Sie mussten zurück zum Wagen.

So langsam, wie sich die Kreaturen dahinschleppten, würde es kein Problem sein, ihnen zu Fuß zu entkommen.

Der Jeep war die einzige Möglichkeit, um nach Burlington zurückzukehren, um dort, im Schoß der Zivilisation, dem Grauen vielleicht noch zu entkommen.

Vielleicht ...

## XV

Sie rannten so schnell, wie sie noch nie zuvor in ihrem Leben gerannt waren.

Trotzdem konnte sich Ben nicht des Gefühls erwehren, dass sie kaum von der Stelle kamen.

Seine Lungen brannten, sein Puls raste, seine Beine wurden schwer und dennoch hatte es den Anschein, als ob ihre unheimlichen Verfolger immer näher kamen.

Die Peitschenmönche hetzten sie wie gejagte Tiere durch die Dunkelheit.

Panik drohte sie zu übermannen, bis sich im Licht der Taschenlampen vor ihnen die Umrisse von Sutherlands Jeep aus der Dunkelheit schälten.

Erleichtert verlangsamten die Männer ihre Schritte. Der Anblick des Geländewagens strahlte so etwas wie Sicherheit aus.

Ben wollte gerade etwas sagen, als er abrupt stehen blieb, so, als wäre er gegen eine unsichtbare Wand gelaufen.

Täuschte er sich oder war da wirklich jemand im Wagen?

Thorpe leuchtete mit der Taschenlampe in den Jeep hinein und stellte erschrocken fest, dass dort tatsächlich jemand auf dem Rücksitz saß.

»Halt!«, schrie er mit überkippender Stimme. »Da sitzt jemand im Wagen!«

Die Link-Brüder rissen sofort ihre Waffen hoch.

Mit zwei, drei schnellen Schritten lief Walter nach rechts, um seinem Bruder Feuerschutz zu geben, während sich dieser zusammen mit Thorpe von der anderen Seite dem Jeep näherte.

»He, Sie da, raus aus dem Wagen! Los, sofort raus!«, brüllte Mike.

Inzwischen war auch Sutherland herangekommen und sah die Männer fragend an.

Ben zuckte mit den Schultern und leuchtete wieder in den Wagen hinein.

Die Gestalt dort reagierte immer noch nicht, weder auf ihren Befehl auszusteigen, noch unternahm sie sonst irgendetwas.

Thorpe fixierte den Strahl der Taschenlampe und leuchtete den Wagen aus, bis zu erkennen war, dass es sich um eine Frau handelte. Sie war jung, hatte schulterlange, blonde Haare und ihre Jeans und das helle T-Shirt waren zerrissen und voller Blätter, Gras und Zweigresten.

»He, Sie da drinnen, alles okay?«

Was für eine saublöde Frage, dachte Ben noch. Was war daran okay, wenn eine junge Frau mitten in der Nacht mit zerrissenen Kleidern in einem fremden Wagen saß?

»Linda!«

Alle Verzweiflung und Wut dieser Welt lagen in diesem einen Wort, als Sutherland den Namen in die Dunkelheit hinausschrie. Bevor einer der Männer reagieren konnte, stürzte er nach vorne, riss die Wagentür auf und zog die Frau in seine Arme. Die Ähnlichkeit und der Altersunterschied ließen keinen Zweifel daran, dass die junge Frau niemand anderes war als die Tochter des Industriemagnaten.

Sutherland drückte und herzte seine Tochter, als gäbe es kein Morgen.

Seine Gesten waren von einer Fürsorge und Zärtlichkeit, die Ben dem Geschäftsmann gar nicht zugetraut hatte. Trotzdem war der Anblick beklemmend.

Linda rührte sich nicht und sprach kein Wort, während ihr Vater ständig auf sie einsprach, sie immer wieder umarmte und zärtlich über ihr Haar strich. Thorpe hatte das Gefühl, als hielte Sutherland eine Schaufensterpuppe in den Händen.

Sie stand einfach da, steif wie ein Brett, mit schlaff herunterhängenden Armen und einem Gesicht, das einer ausdruckslosen, wächsernen Maske glich. Ihr Mund war geöffnet und ihre weit aufgerissenen, glasigen Augen lagen tief in den Höhlen.

»Wir müssen sie sofort zu einem Arzt bringen«, sagte

Sutherland tonlos, nachdem er endlich registriert hatte, dass er seine Tochter nicht mehr erreichte.

Ben nickte.

Danach ging alles so schnell, dass er im ersten Moment gar nicht mitbekam, was geschah.

## XVI

Eine Peitsche knallte.

Die dünne Lederschnur klatschte auf die Motorhaube des Jeeps, zuckte hoch und zischte schlangengleich durch die Luft.

Dann stieß Walter Link plötzlich einen gellenden Schrei aus.

Erst danach registrierte Ben, dass sich die Peitschenschnur um Walters Hals gewickelt hatte.

Fassungslos starrte er auf die Gestalt, die plötzlich neben dem Jeep stand, und auf die bleiche Skeletthand, die den Ledergriff der Peitsche umklammert hielt.

Mit einem Ruck riss der Mönch den Bodyguard von den Beinen.

Langsam schoben sich hinter ihm weitere Totengesichter aus der Dunkelheit.

Voller Entsetzen registrierte Ben, dass sie die Peitschenmönche eingeholt hatten. Mit einer Behändigkeit, die er bei ihnen bis vor Kurzem noch für unmöglich gehalten hatte, stürzten sich zwei der Untoten auf Walter.

Gleichzeitig begann auch Mike zu brüllen.

Skelettfinger legten sich wie Eisenklammern um sei-

ne Kehle und zwangen ihn zu Boden.

Im gleichen Moment, in dem ihm die Knochenhände die Luft zum Atmen nahmen, brach das Genick seines Bruders mit einem Laut, als würde jemand eine Walnuss knacken.

Das Schreien der Link-Brüder verstummte beinahe gleichzeitig.

Von Entsetzen gepackt starrten Thorpe und Sutherland auf das Geschehen, welches sich vor ihren Augen abspielte. Nacktes Grauen spiegelte sich in ihren weit aufgerissenen Augen.

Linda hingegen schien sich an dem Anblick zu ergötzen.

Die junge Frau wirkte irgendwie entspannt und lächelte. Sogar ein Kichern entrang sich ihren Lippen, während die dämonischen Mönche Sutherlands Leibwächter mit ihren Peitschen regelrecht in Stücke schlugen.

Blut spritzte dabei wie roter Regen durch die Luft.

Thorpe reagierte als Erster.

Er stürzte nach vorne, nahm Mikes Gewehr an sich und feuerte, bis das Magazin leer war und der Schlagbolzen auf eine leere Kammer traf.

Das Peitschen der Schüsse hallte durch die Nacht.

Die Kugeln trafen die Untoten, aber sie durchschlugen nur ihre Knochen und verloren sich wirkungslos in der Dunkelheit.

Sofort ließen die Skelette von den Link-Brüdern ab und wandten sich Thorpe zu.

Verzweifelt warf Ben das leer geschossene Gewehr zu

Boden, schnappte sich die Waffe von Walter und feuerte erneut.

Aus einer Eingebung heraus zielte er diesmal auf die Köpfe der Albtraumkreaturen.

Die Wirkung war verblüffend.

Die Schädel der Peitschenmönche zerplatzten unter dem Einschlag der Kugeln wie überreife Melonen. Knochensplitter flogen durch die Luft. Einer nach dem anderen brach in sich zusammen.

Die unheilvolle Magie, die sie bisher am Leben erhalten hatte, erlosch binnen Sekunden.

Die Peitschenmönche schrien und tobten wie Dämonen aus dem finstersten Winkel der Hölle.

Vergeblich! Innerhalb eines Atemzuges war von ihnen nicht viel mehr übrig als ein Häufchen graues Knochenmehl.

Thorpe brüllte seine Erleichterung in die Nacht hinein. Doch die Freude über den vermeintlichen Sieg währte nur Sekunden.

Ein harter Schlag prellte ihm das Gewehr aus den Händen.

Wie erstarrt hielt der Paraforce-Agent mitten in der Bewegung inne, als er die Schatten erkannte, die ihm die Waffe aus der Hand geschlagen hatten und jetzt auf ihn eindrangen.

Die Haare stellten sich ihm auf, während sein Herzschlag auszusetzen drohte.

Die tot geglaubten Link-Brüder waren zu neuem Leben erwacht.

## XVII

Der Schein des aufgehenden Mondes fiel auf ihre Gesichter und alles in Thorpe verkrampfte sich. Nahm dieser Wahnsinn überhaupt kein Ende?

In diesem Moment trat Sutherland an seine Seite. Der Industriemagnat war leichenblass und sein Atem ging in kurzen, keuchenden Stößen.

Mit einem heiseren Schrei riss er einen vernickelten Taschenrevolver aus der Innentasche seines marineblauen Jacketts und richtete den Lauf auf die Link-Brüder, die ungeachtet der tödlichen Schusswaffe auf sie zustolperten.

»Schießen Sie«, flüsterte Thorpe angesichts der gefletschten Zähne. »Um Gottes willen! Schießen Sie endlich!«

Sutherland nickte mechanisch und krümmte den Finger.

Es dauerte nur Sekunden, bis auch von seinen Leibwächtern nur noch Knochenhaufen übrig geblieben waren. Schwer atmend ließ er schließlich den Revolver sinken.

»Danke«, sagte Thorpe keuchend. »Ohne Ihre Hilfe wären wir wahrscheinlich alle verloren gewesen.«

Der Geschäftsmann nickte apathisch. Sein Gesicht war vor Entsetzen verzerrt.

»Wir müssen so schnell wie möglich nach Copper Mountains. Die Menschen müssen erfahren, was hier geschehen ist.« Wie gebannt starrte er auf den Jeep. »Trauen Sie sich zu, damit zu fahren? Ich habe nämlich

keinen Führerschein.«

Wäre die Situation nicht so ernst gewesen, hätte Thorpe ob dieses Geständnisses beinahe gelacht, so aber nickte er nur mechanisch.

Sekunden später lenkte er den 300-PS-Boliden in Richtung Countyhauptstadt.

Im Wagen selber blieb es während der Fahrt totentstill.

Thorpe konzentrierte sich auf die Straße. Sutherland, der neben ihm saß, hatte die Hände gefaltet und betete lautlos vor sich hin, während seine Tochter, einer Schwachsinnigen gleich, neben sich auf dem Rücksitz das Glas der Fensterscheibe ableckte.

Das Gesicht des Paraforce-Agenten war vor Anspannung verzerrt, während die Räder des Jeeps über den Asphalt donnerten und eine Meile nach der anderen fraßen.

Thorpes Nerven beruhigten sich erst wieder, als die Lichter des Wagens über ein Straßenschild huschten, auf dem zu lesen war, dass Copper Mountains nur noch zwei Meilen von ihnen entfernt war.

Als sich die Umrisse der ersten Häuser aus der Dunkelheit schälten, nahm er den Fuß vom Gas und hob den Kopf, um Sutherland beruhigend zuzunicken.

Im gleichen Augenblick begann Linda zu schreien.

Ben blickte ungläubig in den Rückspiegel und sah, wie sich die junge Frau vorbeugte, ihren Vater würgte und mit ihren Zähnen wie ein tollwütiger Hund nach seinem Ohr schnappte.

Sutherland schrie und versuchte sich loszureißen.



Linda lachte und stieß den Nagel ihres Zeigefingers mit solcher Wucht in das Ohr ihres Vaters, das Blut spritzte.

Thorpe wirbelte herum, nahm seine Rechte vom Steuer und schlug nach hinten, um Linda von ihrem Vater abzubringen.

Aber sein Schlag ging fehl.

Im gleichen Moment, in dem sie ihre Zähne erneut in ihren Vater bohrte, wurde Thorpe klar, dass sie der Fluch der Peitschenmönche eingeholt hatte.

Tausend Gedanken jagten durch seinen Schädel, bis ihm mit entsetzlicher Deutlichkeit bewusst wurde, dass es nur noch eine Möglichkeit gab, um dem Schrecken ein Ende zu bereiten.

Entschlossen riss Ben das Steuer des schweren Wagens mit aller Gewalt nach rechts. Das Auto schlingerte einen Moment, bevor es über die Begrenzungsmarkierung des Highways schoss und über den unebenen Seitenstreifen donnerte.

Das Schlingern des Wagens wurde dabei stärker und stärker, bis es zu einem unkontrollierten Schleudern wurde.

Schließlich knallte der Wagen gegen einen Stein. Die Wucht des Aufpralls drückte die Vorderfront des tonnenschweren Jeeps steil nach oben und ließ ihn durch die Fahrgeschwindigkeit wie von einem Katapult abgeschossen gen Himmel fliegen.

Dabei öffnete sich die Fahrertür.

Ben Thorpe hechtete aus dem Jeep, überschlug sich in der Luft und krachte in das Gebüsch, welches den

Highway zu beiden Seiten säumte.

Eine Sekunde später schlug der Wagen keine drei Yards von ihm entfernt auf dem Beton der Straße auf.

Flammen zuckten aus dem Innern des Jeeps.

Eine Hitzewelle fauchte Thorpe entgegen.

Das Letzte, was er sah, war der Wagen, der lichterloh wie eine Fackel brannte.

## XVIII

Er öffnete die Augen und blinzelte.

Das Erste, was er zu sehen bekam, war eine weiß gestrichene Decke. Dann registrierte er, dass er auf dem Rücken in einem Bett lag.

Danach kamen die Schmerzen und mit ihnen die Erinnerung.

An den Wagen, der sich überschlagen hatte, wie er aus dem Jeep hinauskatapultiert wurde, an das Feuer und an Linda und ihren Vater.

»Kann man dich denn nicht mal fünf Minuten alleine lassen?«

Thorpes Kopf ruckte in die Richtung, aus der unerwartet die Stimme ertönt war.

Ein Fehler, wie ihm im gleichen Augenblick schmerzhaft bewusst wurde. Es gab keine Stelle an seinem Körper, die nicht wehtat, pochte oder brannte. Er stöhnte und versuchte, flach zu atmen, während sich die bunten Lichter vor seinen Augen nur langsam verflüchtigten.

James Campbell schüttelte ständig den Kopf.

»Junge, Junge, du hast doch mehr Glück als Verstand. Wäre es nicht Mai, wo Sträucher und Büsche in vollem Saft stehen, du wärst statt ins Unterholz mit voller Wucht auf einen Boden geknallt, der im Sommer von der Sonne hart gebacken und im Winter mit Eis überzogen ist. Du hättest dir alle Knochen gebrochen. So aber hat das Grünzeug deinen Aufprall merklich gedämpft.«

»Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus, wo denn sonst?«

Thorpe verzog das Gesicht.

»Macht es dir was aus, mir auch den Rest der Story zu erzählen?«

»Aber nur, wenn du mir auch deinen Teil erzählst. Du steckst nämlich bis zum Hals in der Scheiße, mein Freund.«

»Wieso das denn?«

»Das fragst du noch?« Campbell schüttelte weiter den Kopf. »Du hast echt Humor. Du brichst in Andrews Kneipe in Burlington eine Schlägerei vom Zaun, du schließt dich dem reichsten Mann des Countys an, um ihm bei der Suche nach seiner vermissten Tochter zu helfen, die, wie du erzählt hast, dir erst kurz davor vors Auto gelaufen ist, und liegst dann auf dem Highway neben Sutherlands brennendem Wagen. Von ihm, seinen Leibwächtern und der Tochter keine Spur, aber dafür findet man in dem alten Haus am See die zerstückelte Leiche von Frank Myers, einem stadtbekanntem Casanova. So jedenfalls ist im Moment der Stand der Dinge. Ohne deine Verletzungen hätte man dich schon

längst verlegt und du würdest jetzt gesiebte Luft atmen. Verdammt, Ben, was ist da draußen passiert?»

Thorpe versuchte, sich so gut es ging aufzurichten und lächelte seinen Freund an. In seinen Augen jedoch war nichts von Heiterkeit zu sehen.

»Was weißt du über die Peitschenmönche?«

Er hatte kaum ausgedet, als der Professor zu entdecken schien, dass er den Mund voller Maden hatte. Anders konnte sich Ben die Miene seines Freundes nicht erklären.

»Was soll das? Hat man dich mit diesen Gespenstergeschichten etwa auch schon verrückt gemacht? Ich hoffe doch, du glaubst diesen Mist nicht!«

Ben biss die Zähne zusammen, während er den Kopf schüttelte. Er hätte es bleiben lassen sollen. Das Dröhnen und Pochen in seinem Schädel wurde augenblicklich unerträglich.

»Ich fürchte, ich muss dich enttäuschen, mein Freund. Das ist kein Mist. Die Peitschenmönche gibt es wirklich, ich habe gegen sie gekämpft.«

Einen Moment sah Campbell so aus, als hätte ihn der Schlag getroffen. Dann öffnete er langsam den Mund und wollte etwas sagen, aber das Einzige, was aus seiner Kehle kam, war ein krächzender Laut, bis er die Frage stammeln konnte: »Du ... du hast was?«

Ben, den das Sprechen anstrengte, sank in sein Kissen zurück und winkte den Professor zu sich heran. Dann erzählte er ihm flüsternd seine Geschichte. Als er damit fertig war, setzte sich Campbell zu ihm aufs Bett und starrte ihn ungläubig an. Sein Gesicht war jetzt so weiß

wie ein frisch gewaschenes Bettlaken.

»Das glaubt dir kein Mensch! Wenn du das der Polizei erzählst, stecken sie dich in die Klapsmühle statt in eine Zelle.«

»Ich weiß, deshalb muss ich auch von hier verschwinden. Die Einzigen, die mir jetzt noch helfen können, sind die Leute von Paraforce. Glaub mir, wenn die Jungs nicht so schnell wie möglich hier eintreffen, gibt es ein Blutbad!«

»Wieso das denn? Ich denke, die Peitschenmönche und die Link-Brüder sind Geschichte. Hast du mir nicht gesagt, dass sie zu Staub zerfallen sind?«

Der Blick, den Ben seinem Freund daraufhin zuwarf, war mehr als düster.

»Von denen rede ich auch nicht.«

»Sondern?«

»Von Sutherland und seiner Tochter. Ich schätze, sie sind beide infiziert, und nachdem man sie nirgends gefunden hat, nehme ich an, dass sie irgendwo da draußen herumgeistern. Ich muss dir wohl nicht weiter erklären, was passieren wird, wenn die beiden in ihrem Zustand mit anderen Menschen in Kontakt kommen.«

»Hölle!«, fluchte James. »Du hast recht! Wir sollten von hier verschwinden. Aber das ist leichter gesagt als getan.«

»Wieso?«

Campbell deutete mit dem Daumen hinter sich auf die Tür des Krankenzimmers. »Da draußen sitzt ein Polizist auf dem Flur, der auf dich aufpassen soll. Außerdem bist du so schwach, dass du keine drei Schritte

alleine gehen kannst. In diesem Zustand fängt dich sogar ein Neugeborenes wieder ein.«

Ben presste die Lippen zusammen und überlegte fieberhaft. Ihm war klar, dass die Lage in dem County jeden Moment eskalieren konnte. Sein messerscharfer Verstand begann die Situation zu analysieren und nach einem Ausweg zu suchen.

»Dann hilft nur noch Trick 17«, sagte er kurz darauf.

»Hä?«

Thorpe grinste, obwohl ihm alles andere als zum Lachen zumute war. »Siehst du den Rollstuhl da neben dem Waschbecken?«

Campbell drehte den Kopf und starrte auf das zweirädrige Gefährt. »Natürlich, ich bin ja nicht blind. Ich weiß nur nicht, auf was du hinaus willst.«

»Ganz einfach: Da ich im Moment noch etwas wacklig auf den Beinen bin, wirst du mich damit von hier wegbringen. Du hast ja sicherlich deinen Wagen auf dem Parkplatz stehen.«

»Vergiss es, spätestens bei dem Polizisten ist Endstation.«

»Das glaube ich nicht, wenn er sieht, dass mich ein Arzt mit dem Rollstuhl über den Flur schiebt.«

»Ein Arzt? Wo zum Teufel willst du so einen Arzt hernehmen?«

»Das wird deine Aufgabe sein. Du gehst nachher da raus, erzählst dem nächsten Weißkittel, den du auf dem Flur triffst, dass es mir schlecht geht, und wenn er dann ins Zimmer kommt, überwältigen wir ihn und du verwandelst dich mit seinen Kleidern in einen Arzt.«

Mach dir die Haare ein bisschen durcheinander, schnapp dir die Kladde mit meiner Krankheitsakte, die da vorne am Bett hängt, und halt den Kopf gesenkt. Das da draußen ist ein Provinzpolizist und kein geschulter Bundesbeamter, deshalb wird unser Trick mit Sicherheit funktionieren.«

Campbell blickte finster drein. »Wie stellst du dir das vor? Wie soll ich den Arzt überwältigen? Ich bin schließlich nicht mehr der Jüngste. Soll ich ihn vielleicht mit meinem Taschentuch k.o. schlagen?«

»Natürlich nicht, aber du könntest zum Beispiel die Schublade von meinem Nachttisch dazu nehmen, das Blechding scheint ziemlich stabil zu sein.«

»Bist du verrückt geworden? Ich schlag doch keinem Arzt den Schädel ein!«

»Das sollst du ja auch nicht. Du sollst ihn nur soweit außer Gefecht setzen, dass wir ihn fesseln und knebeln und ihn dann an meiner Stelle hier ins Bett legen können. Wir können es aber auch bleiben lassen und darauf warten, bis Sutherland und seine Tochter in die Stadt kommen oder diesem Krankenhaus einen Besuch abstatten.«

»Hat dir eigentlich schon mal jemand gesagt, dass du eine richtig blöde Art hast, Leute zu etwas zu überreden, was sie eigentlich nie tun wollten?«

## XIX

Emma Adams fütterte gerade die Hühner hinter dem Haus, als General Sterling Price wie ein Verrückter den

nahen Hügel herunter gerast kam, am Stall vorbeirannte und in die hinterste, dunkelste Ecke der Veranda flüchtete.

Emma runzelte die Stirn, schüttete den Rest des Körnerfutters in den Trog vor dem Hühnerstall und stellte die leere Schüssel daneben. Dann wischte sie sich die Hände an ihrer karierten Kittelschürze ab und ging auf das Haus zu.

Seltsam!

General Sterling Price war den Flegeljahren junger Katzen, die ständig ihre Grenzen ausloteten und herumtollten, längst entwachsen. Der Kater war inzwischen in dem Alter, wo man nur noch einmal die Woche durch sein Revier streifte und ansonsten den Tag mit Fressen und Schlafen vor dem warmen Kamin verbrachte. Er war mollig, sein Fell zeigte bereits die ersten kahlen Stellen und seine Schnurrbarthaare waren längst nicht mehr vollzählig.

Wie auch, schließlich hatte der Kater inzwischen das für seine Art geradezu biblische Alter von 22 Jahren erreicht.

Im Moment jedoch wirkte er keinesfalls wie ein Kater in würdigem Alter, im Gegenteil, er stand auf der Veranda und spähte fauchend und mit gesträubten Haaren in die Richtung, aus der er gekommen war.

»General Sterling Price, was zum Teufel hast du wieder angestellt?«

Ein Lächeln huschte über Emma Adams' Gesicht, als sie den ungewöhnlichen Namen des Katers aussprach. Andrew, Gott möge die Seele ihres verstorbenen Man-



nes bis in alle Ewigkeit behüten, hatte als patriotischer Südstaatler schon immer ein Faible für die Namen der Soldaten und Generäle aus dem Sezessionskrieg gehabt.

»Was ist los?«, fragte sie, während sie auf die Veranda zuing. »Bist du etwa wieder drüben bei Bob gewesen?«

Der Kleinkrieg zwischen ihrem Kater und Dusty, dem Hund von Bob und Virginia Watson, ihren Nachbarn, war schon längst zur Legende in der Gemeinde geworden. Unzählige verwüstete Gemüsebeete und umgeknickte Blumenstauden, zerschlagenes Geschirr und im Dreck liegende Wäsche, die bis zu ihrem Auftauchen noch blitzsauber an der Leine im Hof hing, waren die stummen Zeugen eines bereits seit Jahren schwelenden Zwistes zwischen den beiden Tieren.

Aber diesmal schien alles anders zu sein.

Sterling Price hatte die Ohren angelegt, die Lefzen zurückgezogen und zeigte seine Zähne. Er machte einen Buckel und fauchte.

Emma fröstelte, als sie in seine Augen sah. Der Blick darin hatte nichts mehr von einer zahmen Hauskatze an sich.

Kaum hatte sie die Veranda betreten, stieß er einen schrillen Schrei aus und raste ins Haus, als rannte er um sein Leben. Bis zu diesem Moment war Emma Adams noch felsenfest davon überzeugt, dass es eine ganz harmlose Erklärung für das seltsame Verhalten des Katers gab.

Aber dann entdeckte sie die drei Personen, die oben

auf jenem Hügel auftauchten, den Sterling Price erst vor wenigen Minuten heruntergerannt war, als hätte ihm jemand den Schwanz angezündet.

Das Trio, ein älterer Mann und zwei junge Frauen, schwankte wie Betrunkene den Abhang hinunter. Emma war drauf und dran, ihnen zuzurufen, dass sie keine Besoffenen auf ihrem Grund und Boden duldeten, als sie das viele Blut sah.

Der Mann hatte ein zerfetztes Ohr, von wo aus eine breite Spur getrockneten Blutes bis zu seinem Hals hinunter führte. Der Mund der einen Frau war blutverschmiert, während bei der anderen klaffende Wunden zu sehen waren, die bis zu ihren Brüsten hinab reichten. Emma konnte das deshalb so genau erkennen, weil die Bluse der Frau so zerfetzt war, dass man ihren nackten Oberkörper deutlich sehen konnte.

Emma Adams hatte Mühe, einen Schrei zu unterdrücken, nachdem sie die Frau erkannt hatte.

Diese halb nackte und schwer verletzte Gestalt war niemand anderes als ihre Nachbarin Virginia Watson.

Ohne weiter darüber nachzudenken, rannte sie den drei entgegen.

»Um Gottes willen, Virginia! Was ist passiert?«, keuchte Emma, als sie das Trio erreicht hatte.

Virginia Watson streckte die Arme aus und knurrte wie ein wütender Hund.

»Keine Angst«, sagte Emma fürsorglich. »Es wird alles gut. Ich rufe gleich einen Krankenwagen, ich will nur noch ...« Was sie sonst noch sagen wollte, endete in einem gellenden Schrei, in den sich Überraschung

und Schmerz gleichermaßen mischten. Noch bevor sie begriff, was hier geschah, hatte sie Virginia mit einem brutalen Tritt in die Kniekehle zu Fall gebracht.

Sofort waren alle drei über ihr.

Die Nachbarin legte ihre Hände um ihren Hals und begann sie augenblicklich zu würgen.

Der Mann riss ihr die Kleider vom Leib, währenddessen die andere Frau damit begann, mit ihren Zähnen und Fingernägeln daumengroße Fleischstücke aus ihrem Bauch zu reißen.

Emma Adams schrie noch einmal gellend auf, dann versank die Welt um sie herum in einem blutroten Strudel.

## XX

»Und du bist sicher, dass uns hier niemand findet?«

Ben Thorpe saß auf einem Holzklotz auf der Veranda von Campbells Jagddomizil und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Blockhütte. Nachdenklich glitten seine Blicke den Hügel hinab.

»Absolut sicher«, antwortete sein Freund. »Kein Mensch weiß von diesem Haus. Ich habe es mir vor etwa zehn Jahren gekauft, weil es schon immer mein Traum war, ein Stück Land zu besitzen, das abseits von der Großstadt, dem Rummel und dem Stress liegt, den ich tagtäglich um mich herum habe. Ich wollte einfach ein Fleckchen Erde mein Eigen wissen, auf das ich mich jederzeit zurückziehen kann, wenn es mir zu viel wird.«

»Also weiß doch jemand davon, zumindest die Person, die dir die Hütte verkauft hat, und dann noch der Notar, der den Vertrag beglaubigte.«

»Da muss ich dich leider enttäuschen, Ben. Der Jäger, dem ich das Anwesen abkaufte, ist kurz, nachdem ich den Vertrag unterschrieben habe, gestorben. Er hatte keine Verwandten. In der Zwischenzeit ist auch der Anwalt, der den Deal eingefädelt hat, nicht mehr am Leben. Damit gibt es niemanden mehr, der weiß, dass mir dieses Stückchen Land gehört. Du siehst also, es dürfte schwierig sein, uns hier zu finden.«

Ben wiegte den Kopf. »Gut zu wissen, dass wir einen Ort haben, an dem sie uns nicht aufspüren können. Trotzdem sollten wir der Zivilisation so langsam wieder einen Besuch abstatten.«

»Wie meinst du das?«

»Es sind jetzt gut vierundzwanzig Stunden seit unserer Flucht aus dem Krankenhaus vergangen. Wir sollten langsam in Erfahrung bringen, was nach dem Unfall mit Sutherland und seiner Tochter passiert ist. Du weißt, was für tickende Zeitbomben die beiden sind.«

Campbell brummte ungehalten. »Das Einzige, was ich weiß, ist, dass ich dank dir die Polizei verarscht und einem Arzt im Krankenhaus von Copper Mountains mit einer Nachttischschublade fast den Schädel eingeschlagen habe. Ich persönlich sehne mich also nicht unbedingt danach, wieder in der Stadt aufzutau-chen.«

»Und wie bringen wir in Erfahrung, was inzwischen geschehen ist? Wir haben hier keinen Strom und damit

auch kein Radio oder einen Fernseher. Wie du weißt, habe ich bereits mehrere Male versucht, mein Büro anzurufen. Aber wir sitzen anscheinend so am Arsch der Welt, dass nicht einmal mein Handy hier Empfang hat.«

»Logisch, die Gegend um Copper Mountains zählt nicht umsonst zu den größten Funklöchern Colorados. Wir liegen derart tief in den Bergen, dass es Zufall ist, wenn man einmal Verbindung hat. Das ist im Übrigen auch ein Argument der Kommission gewesen. Wenn Sutherlands Firma hier ihr Werk bauen kann, wollen sie auch ins Kabelnetz investieren.«

»Logisch, heutzutage kann es sich kein Geschäft mehr leisten, nicht per Handy oder Mail erreichbar zu sein. Also, wie geht es jetzt weiter?«

»Ganz einfach, wir fragen Betsy.«

Der Blick, den Ben Thorpe seinem Freund daraufhin zuwarf, glich in etwa dem eines Mannes, der beobachtete, wie vor ihm ein sechsbeiniger Hund über die Straße lief.

»Wer um alles in der Welt ist Betsy?«

Campbell lachte lauthals auf. »Die Frau, die zwei- oder dreimal die Woche in meinem Haus nach dem Rechten sieht. Du weißt ja, wie das als Junggeselle so ist. Putzen, Wäsche waschen und kochen war noch nie so mein Ding. Man nennt Betsy übrigens auch die zweibeinige Ausgabe der Copper Mountains News. Es gibt nämlich nichts, was sie nicht weiß.«

»Und was könnte diese lebende Zeitungskolumne wissen, was wir nicht wissen?«

James Campbell benötigte etwa fünf Minuten, um Thorpe zu überzeugen, dass sich ein Besuch bei Betsy lohnen würde. Vierzig Minuten, um seinen Wagen auf ihrem Besitz, einer kleinen Farm, die etwa sechs Meilen von Copper Mountains entfernt lag, im Hof zum Stehen zu bringen, und weitere fünf, um mit Ben die Veranda zu betreten.

Zu ihrem Erstaunen war nicht nur die Haustür unverschlossen, sondern auch die Zwischentür mit dem Fliegengitter, welche den Flur vom Eingangsbereich noch einmal abtrennte. Campbell klopfte mit der Faust gegen die Wand.

»Hallo Betsy, bist du zuhause?«

Stille. Keine Antwort.

Campbell versuchte es noch einmal. »Betsy?«

Als sich erneut niemand meldete, drückte der Professor die Tür mit dem Fliegengitter nach innen und streckte den Kopf in den dahinter liegenden Hausflur. Thorpe tippte ihm auf den Oberarm und deutete nach rechts auf eine Tür. Im Gegensatz zu den anderen im Flur stand diese sperrangelweit offen.

Wie an den Möbeln unschwer zu erkennen war, befand sich dort die Küche.

Vorsichtig betraten die beiden den Raum.

Instinktiv legte sich Thorpes Hand auf den Griff seiner Glock.

Eigentlich war es Wahnsinn gewesen, dass sie nach ihrer geglückten Flucht aus dem Krankenhaus auf direktem Wege noch einmal in Campbells Wohnung führen. Jedem vernünftigen Menschen musste klar sein,

dass die Polizei hier zuerst nach ihnen suchen würde. Aber sein Freund hatte darauf bestanden, allein wegen des Schlüssels zu der Jagdhütte und den dreitausend Dollar Bargeld, die er in seinem Schreibtisch versteckt hatte.

Als Bens Finger den kalten Stahl seiner Pistole berührten, beglückwünschte er insgeheim Campbells Entschluss. Mit der Waffe, die bis dato im Gästezimmer deponiert war, kam er sich bei Weitem nicht mehr so verloren vor wie gestern.

Während sein Freund aufgeregt in der Küche umherlief und schließlich aus dem Fenster starrte, blickte er sich etwas genauer um.

Je mehr Einzelheiten er dabei erkannte, umso nervöser wurde er.

Die Küche sah aus, als hätte sie jemand Hals über Kopf verlassen. Auf dem Tisch stand ein Teller mit irgendeiner Mahlzeit, die hauptsächlich aus Mais und Kartoffeln bestand, auf einem Sideboard neben dem Gewürzregal lief ein Fernseher, dessen Ton stumm geschaltet war, und über dem Küchenherd war das Surren der Dunstabzugshaube zu hören.

Das Ganze wirkte auf Ben, als würden die Bewohner entweder gleich wieder zurückkommen, oder aber sie waren Hals über Kopf vor irgendetwas geflüchtet. Auf jeden Fall verursachte ihm der Anblick der Küche ein Bauchgrimmen.

Er wollte in dieser Richtung gerade etwas zu Campbell sagen, als sich nebenan, wie von Geisterhand bewegt, die Tür zum Wohnzimmer öffnete.

Bevor Ben reagieren konnte, trat eine Frau über die Schwelle.

In ihren Händen hielt sie ein zerschrammtes Winchester-Gewehr.

## XXI

»Hände hoch!«

Professor Campbell zuckte wie von der Tarantel gebissen zusammen und fuhr auf dem Absatz herum. Ben, auf dessen Bauch die Mündung der Waffe zeigte, nahm die Finger von der Glock, als hätte er sich die Finger daran verbrannt.

»Betsy!«, rief Campbell erschrocken. »Was zum Teufel soll das?«

»Bist du das, James?«, fragte die Frau mit tränenerstickter Stimme.

Sie war etwa in Campbells Alter, rothaarig, etwas mollig und mit Trainingshose und T-Shirt bekleidet. Ihre Füße steckten in Turnschuhen, die so verdreckt waren, als wäre sie meilenweit querfeldein über Land gelaufen.

»Ja«, sagte der Professor, während Betsy im gleichen Augenblick das Gewehr fallen ließ. Bevor sich Ben einen Reim auf das ganze Geschehen machen konnte, warf sich die Frau mit einem Aufschrei in die Arme seines Freundes und heulte wie ein Schlosshund. Sekundenlang hatte es den Anschein, als sei der Professor mit der Situation überfordert.

Er zuckte mit den Achseln und starrte hilflos auf Ben.



Der Paraforce-Agent nickte ihm zu und deutete mit einer knappen Geste eine Umarmung an. Campbell verdrehte im ersten Moment die Augen, aber dann nahm er die Frau schließlich doch in die Arme und begann nach einem kurzen Zögern mit gut gemeinten aber linkischen Bewegungen ihren Kopf zu streicheln.

»Beruhige dich, Betsy, jetzt ist alles wieder okay.«

Trotz seiner Nähe und der tröstenden Worte dauerte es geraume Zeit, bis sich das Zucken ihrer Schultern wieder legte und auch ihr Schluchzen verstummte. Thorpe hatte unterdessen das Gewehr an sich genommen. Ein flaves Gefühl bemächtigte sich seiner Magengegend, nachdem ihm ein kurzer Blick aufgezeigt hatte, dass die Waffe sehr wohl geladen und entsichert war.

Zwischenzeitlich hatte sich die Frau wieder so weit beruhigt, dass Ben der Meinung war, sie konnte ihre Fragen beantworten.

»Was zum Teufel ist passiert, dass du uns hier mit einem Gewehr bedrohst?«, wollte Campbell wissen.

Mit einem Schluchzen wischte sich Betsy Potter die Tränen aus dem Gesicht. Sie schluckte noch einmal und antwortete dann so leise, dass man sie kaum verstehen konnte.

»Ich ... ich weiß es nicht. Mein Gott ... es ist alles so schrecklich.«

Betsy war deutlich anzumerken, dass sie noch unter Schock stand, trotzdem klang Bens Stimme ziemlich fordernd, als er seine erste Frage an die Frau richtete.

»Miss Potter, ich weiß, dass Sie Schlimmes erlebt ha-

ben müssen, aber wir können Ihnen nicht helfen, wenn Sie uns nicht sagen, was passiert ist.«

»Ben, was soll das? Siehst du denn nicht, wie durcheinander Betsy noch ist?«

Die Frau, die sich inzwischen aus Campbells Umarmung gelöst hatte, lächelte schwach.

»Lass gut sein, James. Dein Begleiter hat recht.«

Dann richtete sie ihre Blicke auf Thorpe.

Sie schien nachzudenken, presste die Lippen zu einem Strich zusammen und senkte den Blick. Aber nur für einen Augenblick, dann straffte sie die Schultern, nahm den Kopf wieder hoch und begann zu reden. Zunächst nur stotternd und zaghaft, bis schließlich die Worte nur so über ihre Lippen sprudelten.

»Ich war joggen.«

Jim lächelte schmal, nachdem er sich in seinen Vermutungen bestätigt sah. Wobei er sich eingestand, dass es nicht sonderlich schwer zu erraten war, was Betsy getan hatte. Ihr ganzer Aufzug und die großen Schweißflecken unter den Achseln waren unübersehbar.

»Es war wie jeden Morgen, bis ich oben in den Hügeln war, wo Bob Watson seine Kühe immer weiden lässt. Es ist herrlich, dort zu laufen. Keine Autos, keine Menschen, nur du und die Natur. Deshalb habe ich es auch sofort gehört.«

»Was haben Sie gehört?«

Das Interesse in Thorpes Augen wurde unübersehbar.

»Diese Geräusche, dieses widerliche Schmatzen und

Schlürfen. Es klang, als ob hinter den Hügeln eine ganze Horde von Schweinen ein Festessen veranstaltete.«

»Und dann?«

Die Augen der Frau füllten sich erneut mit Tränen, während sie redete.

»Dann bin ich hingelaufen, um nachzusehen. Mein Gott, es war entsetzlich! So etwas Grauenhaftes habe ich noch nie gesehen!«

»Was haben Sie gesehen?«

»Das waren keine Schweine beim Fressen, das waren Menschen! Verstehen Sie? Menschen! Sie saßen im Kreis um ein Kalb herum und fraßen das Tier bei lebendigem Leib auf!«

Ben merkte deutlich, wie die Frau um ihre Fassung rang, bevor sie weitersprach.

»Und das Schlimme daran ist, dass ich all diese Menschen auch noch kenne.«

Jetzt wurde auch Campbell hellhörig.

»Wer war es?«, fragte er, obwohl sein Gesichtsausdruck darauf schließen ließ, dass er bereits ahnte, welche Namen Betsy aufzählen würde.

»Mister Sutherland und seine Tochter, Virginia Watson und Emma Adams.« Betsy Potter schlug die Hände vors Gesicht. »Mein Gott, die beiden waren meine Nachbarn!«

»Und dann, ich meine, was ist dann passiert?«, drängte Ben.

»Es war schrecklich! Alles an ihnen war voller Blut, ihre Gesichter, ihre Kleider, ihre Hände, alles. Ich bin dann, so schnell ich konnte, nach Hause gerannt und

hab den Fernseher eingeschaltet, weil ich wissen wollte, ob über diese Sache bereits in den Nachrichten berichtet wird. Aber es kam nichts, also habe ich mich hier mit dem Gewehr versteckt.« Die Frau deutete mit einem wehmütigen Blick auf den Teller mit dem Kartoffelstampf. »Das da war eigentlich mein Mittagessen, aber mir ist inzwischen der Appetit vergangen.«

»Warum sind Sie nicht in die Stadt gefahren, haben Sie kein Auto?«

»Doch, aber die Batterie ist kaputt.«

»Und telefonieren?«

Betsy lächelte gequält. »Die Gegend hier um Copper Mountains gilt als das größte Funkloch in Colorado. Darum wird hier gerade überall am Telefonnetz gearbeitet. Dabei hat am Freitag irgendein Spezialist mit der Baggerschaufel aus Versehen ein paar Leitungen gekappt, und das am Wochenende. Bis alles wieder funktioniert, wird es Montag oder Dienstag.«

Jetzt war es an Thorpe, ein gequältes Lächeln zu zeigen. »Murphys Gesetz: Wenn es mal Scheiße läuft, dann läuft es richtig Scheiße.«

»Dann mal los«, sagte Campbell. »Im Gegensatz zu Betsys Wagen funktioniert meiner nämlich noch tadellos.«

Genau in diesem Moment war das laute Dröhnen eines Automotors zu hören.

## XXII

Die drei rannten beinahe gleichzeitig auf den Hof.

Zunächst war von dort aus nur eine riesige Staubwolke zu sehen, die sich ungewöhnlich schnell über die schmale Straße direkt auf Betty Potters Farmhaus zu bewegte, dann das grelle Licht zweier Autoscheinwerfer und schließlich die Konturen einer dunklen Limousine, die sich aus dem aufgewirbelten Dunst schälten.

Die drei sahen sich fragend an, bis Ben mit seiner Glock auf das herankommende Fahrzeug zielte. Einen Herzschlag später machte es ihm sein Freund, der jetzt Betsys Winchester in den Händen hielt, nach.

Die Frau stellte sich hinter den Professor.

Inzwischen war das Auto heran.

So schnell, wie es näher gekommen war, so schnell kam es auch zum Stehen.

Die Fahrertür flog auf und spuckte einen schwarzköpfigen und sonnengebräunten Anzugträger aus, der mit der Geschmeidigkeit einer Raubkatze aus dem Auto stieg.

Er war breitschultrig, augenscheinlich durchtrainiert und hatte ein offenes und ehrliches Gesicht.

Ben bleckte die Zähne und ließ die Waffe sinken, als er den Fahrer des Wagens erkannt hatte.

»Verdammt, Mike, ich hätte nie gedacht, dass ich mich eines Tages so über den Anblick deiner Hackfresse freuen würde wie heute.«

Mario Frattini war ein Paraforce-Agent mit neapolitanischen Wurzeln. Er lebte bereits seit seiner Geburt in

den Vereinigten Staaten und hatte inzwischen seinen Vornamen dem amerikanischen Sprachgebrauch angepasst.

Er erwiderte Bens Grinsen nur flüchtig.

In seinen Augen war zu lesen, dass er mindestens tausend Fragen an seinen Kollegen hatte. Dazu passten die sparsamen Bewegungen, die Ben deutlich aufzeigten, dass der Italo-Amerikaner bis in die Haarspitzen hinein unter Strom stand.

»Maledetto amico, was für eine Scheiße läuft hier eigentlich?«

»Wie meinst du das?«

»Du hast dich seit Tagen nicht mehr im Hauptquartier gemeldet. Okay, du hast Urlaub, aber du weißt genau, dass du dich trotzdem regelmäßig melden musst. Stattdessen empfängt man von dir ein Notsignal!«

Ben zuckte die Achseln. »Die Verbindung hier ist gelinde ausgedrückt bescheiden.«

Frattini winkte ab. »Das kannst du dir sparen, erzähl mir lieber, was hier wirklich vor sich geht. Oder kannst du im Beisein deiner Begleiter nicht offen reden?«

»Natürlich«, sagte Ben und deutete auf James, der neben ihm stand. »Darf ich vorstellen, Mister James Campbell, Professor für Archäologie und ein alter Freund aus Armeetagen.«

Danach wandte er sich Betsy Potter zu. »Und das da ist seine Haushälterin. Ihr gehört das Anwesen.«

Der Paraforce-Agent winkte ab. »Geschenkt, das weiß ich bereits, aber was ist mit dem Rest der Geschichte?«

»Was meinen Sie damit?«, mischte sich Campbell in

die Unterhaltung der beiden Agenten ein. »Ich verstehe nicht ganz, was ...«

»Dann geht es Ihnen wie mir«, unterbrach Frattini den Archäologieprofessor. »Ich verstehe auch so einiges nicht. Seit ich hier mit dem Flugzeug aus New York gelandet bin, passieren die skurrilsten Dinge. Ben hält sich nicht an die Vereinbarungen, sondern sendet einen Notruf, anstatt sich zu melden, und in Copper Mountains erzählt mir die Polizei, dass er, nachdem er aus dem Krankenhaus geflohen ist, als Hauptverdächtiger in einer Vermisstensache gesucht wird.«

»Wie kommt es, dass du hier auftauchst und nicht die Cops?«

»Ganz einfach, ich kann zwei und zwei zusammenzählen. Nachdem die Behörden mir erklärt haben, dass du in keinem Hotel im County gemeldet und auch unter der Adresse deines Freundes nicht zu erreichen bist, habe ich mithilfe des Computers von unserem Hauptquartier nachgeforscht, zu wem ein gewisser Mister James Campbell alles Kontakt hat. Du hast ja nach der Sache in Montana erzählt, dass du bei ihm deinen Urlaub verbringen willst. Jedenfalls bin ich dabei unter anderem auf seine Haushaltshilfe gestoßen.«

Es klang zwar nicht überheblich, aber ein gewisser Prozentsatz an Stolz war dennoch unverkennbar aus Frattinis Stimme herauszuhören.

»Ihr könnt froh sein, dass ihr es hier mit Provinzbulen zu tun habt und nicht mit der State Police oder dem FBI. Die wären euch wahrscheinlich relativ schnell auf die Schliche gekommen. Aber jetzt was anderes, du

hast die Geschichte noch nicht zu Ende erzählt, Ben. Was geht hier noch alles vor sich?«

»Wie meinst du das?«

Frattini machte eine abwertende Handbewegung. »Wie ich das meine? Du bist gut. Keine zwei Meilen von hier sind vor mir ein paar Gestalten über die Straße getorkelt. Betrunkene, hätte vielleicht jemand anderes gedacht, aber nicht ich. Du weißt ja, für wen wir arbeiten und dass ich in dieser Beziehung vorbelastet bin. Also, was sind das für Figuren? Zombies, Untote, Wiedergänger oder was?«

»Wahrscheinlich von allem etwas«, erwiderte Ben, dessen Stimme im nächsten Moment ungewöhnlich scharf wurde. »Verdammt, Mike, du bist Agent von Paraforce, es wäre deine Pflicht gewesen, diese Kreaturen zu verfolgen!«

»Warum sollte ich?«, erwiderte Frattini und verzog seine Mundwinkel zu einem freudlosen Grinsen. »Die Typen haben doch dasselbe Ziel wie ich! Sie laufen querfeldein«, sagte er weiter und blickte auf seine Uhr. »Da sie nicht wie ich dem Verlauf der Straße folgen müssen, schätze ich mal, dass sie in circa zehn Minuten hier sein werden.«

Das Zünden einer Bombe hätte nicht weniger Entsetzen auslösen können wie seine Worte. Für Sekunden herrschte eine beinahe gespenstische Stille. Die Menschen auf dem Hof schwiegen betroffen.

Dann, als die Stille fast nicht mehr zu ertragen war, begann Betsy zu schreien.

Sie schrie, während sie mit der Rechten auf die Hügel



im Westen deutete. Sie schrie, als sie die Männer nacheinander anstarrte, und hörte erst dann mit dem Schreien auf, als ihr Mike eine schallende Ohrfeige verpasste.

## XXIII

Sie kamen im Gänsemarsch den Hügel herunter.

Ein Mann und drei Frauen. Einer hinter dem anderen, wie bei einer Prozession.

Sie sahen entsetzlich aus. Ihre Gesichter waren blutverkrustet, ihre Kleidung zerfetzt.

James Campbell riss mit einem wilden Fluch das Gewehr an die Wange.

»Lass das!«, sagte Ben. »Wir müssen sie näher herankommen lassen.«

»Wieso? Mit diesem Gewehr kann ich ihnen selbst auf die Entfernung eine Kugel in den Balg jagen.«

»Mag sein, aber das bringt nichts. Du weißt doch, dass man sie nur töten kann, wenn man ihnen in den Kopf schießt.«

Campbell zögerte einen Moment und ließ die Waffe wieder sinken. »Du hast recht«, sagte er beinahe tonlos.

Stumm starrten sich die Freunde in die Augen, bis sich Mike Frattini mit einer Stimme meldete, die sich fast überschlug. »Heilige Scheiße«, zischte der Paraforce-Agent. »Hört gefälligst mit dem Palaver auf und schießt endlich! Ich kann bereits das Weiße in ihren Augen erkennen!«

Entschlossen nahmen Thorpe und der Professor ihre

Schießseisen wieder hoch.

Sie schossen beinahe gleichzeitig. Zwei Pistolen und ein Gewehr krachten wie eine einzige Waffe.

Donald Sutherland erwischte es als Ersten. Sein Kopf zerplatzte unter dem Einschlag der großkalibrigen Kugeln wie eine überreife Wassermelone. Die Wucht des Treffers warf ihn rücklings zu Boden, doch bevor sein Körper die Erde berührte, wurde er zu Staub.

Staub, den der Wind sogleich in alle Himmelsrichtungen verteilte.

Ungeachtet dessen feuerten die Männer weiter, bis die Läufe ihrer Waffen glühten.

Sekunden danach war alles vorbei.

Vögel zwitscherten wieder, Grillen zirpten, es schien, als wäre nichts geschehen.

Während sich James und Betsy erleichtert in den Armen lagen, schob Thorpe ein neues Magazin in das Polymergriffstück seiner Pistole und ließ den Schlitten vorlaufen, damit eine neue Patrone ins Patronenlager befördert wurde.

»Du kannst deine Artillerie wieder einstecken«, sagte Mike. »Die Sache ist vorbei.«

»Nicht ganz«, erwiderte Ben.

Als er in die erstaunten Gesichter der anderen sah, verdüsterte sich sein Gesicht schlagartig.

»Hat Betsy nicht erzählt, dass sie oben auf Watsons Weide gesehen hat, wie die Untoten ein Kalb angefressen haben?«

»Ja, aber ich weiß nicht, was du uns damit sagen willst«, sagte Campbell, während er seinen Freund ver-

wundert musterte.

»Wirklich nicht? Dann denk mal über unsere Unterhaltung im Krankenhaus nach. Ich kann mich entsinnen, dir gesagt zu haben, dass jeder, der von diesen Wesen gebissen wurde, sich ebenfalls in so eine Kreatur verwandelt. Jedenfalls war das so bei Menschen. Wie das bei Tieren ist, weiß ich nicht, aber ich will kein Risiko eingehen.«

»Scheiße!«, entgegnete Campbell knapp.

Kurz danach folgten er und die anderen Ben auf seinem Weg zu der Weide. Keiner von ihnen sprach auch nur ein Wort. Irgendwie ahnte jeder, dass der Schrecken noch nicht vorbei war.

So war es auch.

Noch bevor die vier die besagte Weide erreicht hatten, schienen sich Bens Befürchtungen zu bestätigen. Sie konnten zwar nichts sehen, weil ihnen eine letzte Hügelkuppe die Sicht versperrte, aber das, was sie hörten, war Anlass genug, um ihre Schritte zu beschleunigen und schließlich zu rennen, als die Geräusche immer lauter und grauenvoller wurden.

Thorpe erreichte die Kuppe als Erster und verharrte.

Die Ereignisse der letzten Tage hatten ihn viel von seiner Kraft gekostet. Das Erstürmen des Hügels ging deshalb bis an seine Reserven. Das Blut rauschte in seinen Ohren, das Herz schlug ihm bis zum Hals und seine Lungen rasselten wie eine altersschwache Dampflokomotive. Schweiß stand auf seiner Stirn, die nun wie ein Eisen im Schmiedefeuer glühte. Trotzdem ließ ihn der Anblick, der sich seinen Augen bot, frieren.

Mitten auf der Weide, unter den weit ausladenden Ästen eines Palo Verde-Baumes, lag ein riesiger Bulle tot auf der Seite. Seine Größe und die Art seiner Haltung erinnerten Ben an einen gestrandeten Wal. Die Augen des Tieres standen weit offen, die fast schwarze Zunge hing schlaff wie ein Putzlappen aus dem Maul. Die Unterseite seines gewaltigen Leibs war aufgerissen und zwischen den Beinen des Bullen verteilten sich die Eingeweide des Tieres auf dem Boden: eine riesige, glitschige, rot-weiße, dampfende Masse.

Davor stand ein kleines Kalb, dessen Körper mit klaffenden Wunden übersät war.

Das Tier sah aus, als hätte irgendjemand faustgroße Fleischstücke aus ihm herausgerissen.

Thorpe wusste, auch ohne dass ihm jemand etwas erklären musste, sofort Bescheid.

Die Wiederauferstehung von Toten funktionierte also auch im Tierreich.

Bevor Campbell, der jetzt ebenfalls den Hügel erklimmen hatte, wusste, wie ihm geschah, riss ihm Ben das Gewehr aus der Hand und jagte das gesamte Magazin in die Köpfe der beiden Tiere. Eine Handvoll Staub war danach alles, was noch an den Bullen und das Kalb erinnerte.

## XXIV

Neugierig beobachtete Ben, wie sein Freund James in einen weißen Ganzkörperoverall stieg und danach die überall vorhandenen Knöpfe, Klettverschlüsse und

Gurte zuzog.

»Findest du nicht, dass du ein bisschen übertreibst? Das da ist schließlich kein Raumschiff von irgendwelchen Aliens oder sonst irgendwie etwas Ansteckendes, das ist nur ein altes Haus, in dem seit Jahren niemand mehr lebt.«

»Mag sein«, sagte Campbell und warf seinem Freund eine versiegelte Klarsichthülle zu, in der sich augenscheinlich derselbe Overall befand, den er in der Zwischenzeit angezogen und zugeknöpft hatte. »Aber wie du weißt, hat in eben diesem Haus die ganze Geschichte begonnen. Denk nur an die Link-Brüder oder die Sutherlands. Ich für meinen Teil möchte deshalb so weit wie möglich vorbereitet sein, wenn wir das Haus betreten. Ich will in dieser Hinsicht ungern ein Risiko eingehen.«

»Warum warten wir dann nicht, bis Mike mit den Spezialisten von unserer Behörde und der Bundespolizei eintrifft? Glaub mir, die Jungs verstehen ihr Handwerk, außerdem sind sie wesentlich besser ausgerüstet als wir.«

Campbell lachte verächtlich. »Pah, damit es wieder von Regierungskreisen vertuscht werden kann? Nein, mein Freund, diese Sache hier werde ich ganz alleine klären. Ich habe nämlich so langsam das Gefühl, dass ich gute Chancen habe, dieses Waldstück, das Sutherland Corporation mir wegnehmen will, zu behalten. Dazu muss ich lediglich das Rätsel um die Peitschenmönche lösen.«

Ben Thorpe, der gerade dabei war, sich ebenfalls den

weißen Overall anzuziehen, hielt mitten in der Bewegung inne. Verwundert betrachtete er seinen Freund. Irgendwie schien sich James in den letzten Tagen verändert zu haben.

Er war plötzlich so anders, so ...

Ben fand aus dem Stegreif heraus keine Worte dafür, aber es war ersichtlich, dass der gutmütige Ausdruck aus seinem Gesicht verschwunden war. Seine Züge wirkten inzwischen wesentlich härter und knochiger, und auch das Funkeln in seinen Augen war anders.

Man konnte es fast fanatisch nennen.

Ach was, das bildest du dir nur ein, sagte sich Ben und schalt sich im gleichen Moment einen Narren, als Campbell grinste und auf ihn zeigte.

Fragend sah er an sich hinunter.

Er zog diese Art Overall zum ersten Mal an und hatte so seine Probleme, die Knöpfe, Klettverschlüsse und Gurte alle richtig zuzuordnen.

Anscheinend sogar große Probleme, den Campbells Grinsen wurde immer breiter.

»Nein, Ben, so wird das nichts. Wenn du so weitermachst, verlierst du den Overall, noch bevor wir im Haus sind.« Der Professor ging auf seinen Freund zu, zerrte hier einen Gurt fest, knöpfte dort etwas auf und änderte da etwas. Ben lächelte dankbar, der Overall fühlte sich jetzt viel angenehmer an. Nichts zwickte und drückte mehr.

Fünf Minuten später betraten die Männer das Haus.

»Was versprichst du dir davon? Ich meine, was glaubst du hier zu finden? Die Peitschenmönche sind

schließlich nur eine Legende.«

»Eine verdammt lebendige Legende, wie du zugeben musst. Denk nur daran, was die letzten Tage alles passiert ist. Ich weiß, das Ganze ist eigentlich eine Angelegenheit der Bundespolizei und deiner Behörde. Aber ich werde den Teufel tun und ihnen die Sache so einfach überlassen! Ich bin schließlich Archäologe.« Campbell packte seinen Freund am Arm und sah ihm beinahe beschwörend in die Augen. »So eine Chance bekomme ich nie wieder, verstehst du? Das ist keine Legende oder eine alte Überlieferung, deren Ursprung über vierhundert Jahre zurückliegt wie die Fremont-Sache. Das hier ist vor wenigen Tagen erst passiert und ich war dabei! Ich werde das aufklären und es der Öffentlichkeit präsentieren. Ich ganz allein, und niemand wird mich daran hindern!«

»Niemand?«, wollte Ben vorsichtig wissen.

Campbells Antwort erfolgte sogleich. »Niemand! Und jetzt komm mit oder du bleibst bei der Sache auch außen vor«, sagte er entschieden, packte ihn am Arm und zerrte ihn den Gang entlang zur Kellertür.

Ben zeigte sich bestürzt über den Egoismus und die Gefühlskälte, die sein Freund an den Tag legte. So hatte er James noch nie erlebt.

War es tatsächlich die Aussicht, auf einen Schlag berühmt zu werden und im Rampenlicht der Öffentlichkeit zu stehen, die ihn so verändert hatte, oder gab es da noch etwas anderes?

Lag es vielleicht an den Peitschenmönchen, die immer noch in ihren Köpfen herumspukten, an der unbe-

stritten unheilvollen Aura, die sie umgeben hatte, oder war da mehr im Spiel?

Böse Magie zum Beispiel?

Bevor er weiter darüber nachdenken konnte, hatte ihn Campbell auch schon in den Keller gezerrt. Je weiter sie dann durch den dahinter liegenden Gang liefen, in dem man die Überreste von Frank Myers gefunden hatte, umso mehr ereiferte sich Campbell. Sein Gesicht war inzwischen puterrot vor lauter Aufregung. Ständig blieb er vor den seltsamen Zeichen stehen, die man in die Wände hineingekratzt oder einfach nur aufgemalt hatte.

»Spürst du das?«

Ben nickte zustimmend.

Er war zwar ein vernünftig denkender Mensch, der sich mehr von seinem Verstand als von seinen Gefühlen leiten ließ, aber auch er konnte sich nicht dagegen verschließen, dass es hier unten etwas gab, was er nicht beschreiben konnte.

Etwas Unwirkliches, etwas, das es eigentlich gar nicht geben durfte!

»Die Peitschenmönche müssen im Besitz einer unheimlich großen mentalen Energie gewesen sein. Es würde mich nicht wundern, wenn einer von ihnen sogar das Zweite Gesicht besessen hat. Mediumismus, wenn du verstehst, was ich meine. Das kommt besonders oft bei Menschen vor, deren Religiosität so stark ausgeprägt ist, dass man sie fanatisch nennen kann. Glaube mir, wenn wir hier irgendwelche Artefakte von ihnen finden, könnte es mir sogar gelingen, mit ihnen



in Kontakt zu treten.«

Ben legte den Kopf schief und betrachtete seinen Freund mehr als skeptisch.

»Seit wann beschäftigt sich ein gestandener Wissenschaftler wie du mit Dingen wie Geisterbeschwörungen? Bist du nicht ein bisschen zu alt für solche Hirnspinnereien?«

»Du vergisst, ich bin Archäologe. Da bleibt es nicht aus, dass man sich auch mit der Religion und den Göttern längst vergessener Völker beschäftigt. Du kannst sicher sein, ich habe bei meinen Ausgrabungen dabei schon die tollsten Dinge erlebt. Es gibt heute noch überall auf der Welt Dinge, die man allein mit Logik nicht erklären kann. Lourdes zum Beispiel oder das Blutwunder von Neapel, oder nimm nur die kanadische Hämatologin Jacalyn Duffin<sup>1</sup>, die inzwischen mehr als eintausend solcher Fälle untersucht hat und bei einigen zugeben musste, dass sie tatsächlich weder durch Logik noch durch die Wissenschaft zu erklären sind. – Aber jetzt genug geredet, los komm, wir gehen weiter.«

Ben war von der Aufforderung zwar nicht begeistert, aber er folgte seinem Freund dennoch.

Sie waren allerdings noch keine drei Yards weiter gekommen, als Campbell urplötzlich stehen blieb und den Boden vor ihnen sorgfältig mit der Taschenlampe

---

<sup>1</sup> Jacalyn Duffin ist atheistische Wissenschaftlerin, die die Kirche zwang, ein Wunder anzuerkennen, worauf Marie Marguerite d'Youville 1990 als erste Kanadierin vom Vatikan heiliggesprochen wurde.

ausleuchtete, die ihm Ben überlassen hatte. Es handelte sich dabei um ein Modell, das extra für die Paraforce-Agenten konstruiert wurde. Ein wahres Wunderwerk der Technik, mit dem man allein schon mit der ersten Stufe die Umgebung in einem Radius von gut fünf Yards taghell ausleuchten konnte, und das Teil besaß drei Helligkeitsstufen.

»Halt!«

»Was ist los?«

Campbell ging abrupt in die Knie, legte die Taschenlampe neben sich auf den Boden und begann in der lehmigen Erde zu wühlen.

»Hier ist irgendetwas.«

## XXV

»Was?«, fragte Ben, der jetzt doch langsam neugierig wurde.

Der Professor antwortete nicht, sondern begann stattdessen mit beiden Händen die Erde umzugraben. Er schaufelte den Lehm so lange hin und her, bis Ben schließlich ungeduldig wurde. Aber bevor er seine Frage wiederholen konnte, sprang Campbell mit einem Satz auf die Beine und hielt ihm ein kleines, völlig mit Lehm bedecktes Etwas unter die Nase.

»Ich wusste es!« Campbells Triumphgeschrei hallte durch den Gang und brach sich an den kahlen Wänden als vielfaches Echo. »Mein Bauchgefühl hat mich noch nie getrogen!«

»Was ist das?«

»Ein Kreuz«, sagte der Professor, während er den Gegenstand mit seinen Händen vom Dreck befreite. »Aber nicht irgendein Kreuz, sondern das Kreuz eines Peitschenmönchs. Ich schätze mal, dass es sogar ihrem Anführer gehörte.«

»Was macht dich da so sicher? Ich meine, es könnte vielen Leuten gehören, den ehemaligen Bewohnern des Hauses oder einem der Männer, die die Peitschenmönche hierher gebracht haben.«

Campbell schüttelte vehement den Kopf. »Nein! Es ist ein uraltes Kreuz. Früher, im Zeitalter der Romantik, wurde Christus mit vier Nägeln dargestellt, durch jede Hand und jeden Fuß einen. Erst später in der Gotik ging man dazu über, ihn mit übereinandergeschlagenen Füßen und nur noch einem Nagel darzustellen. Hier sind es noch vier Nägel, außerdem ist das Kreuz aus Silber, so etwas trugen damals keine einfachen Leute.«

»Dann hast du ja, was du wolltest. Also können wir wieder gehen.«

»Gehen? Ich glaube wohl, ich habe mich verhört! Jetzt, wo ich ein wichtiges Puzzleteil in der Legende der Peitschenmönche gefunden habe, werde ich doch nicht zurückgehen. Im Gegenteil! Jetzt suchen wir erst recht weiter.«

»Ich weiß nicht, ich finde das irgendwie keine so gute Idee. Warum warten wir nicht auf Mike und die anderen?«

»Ich habe es dir schon einmal gesagt, ich werde mir von niemandem in dieser Sache ins Handwerk pflu-

schen lassen! Und jetzt komm mit oder verschwinde!«

Obwohl es eigentlich entgegen sämtlicher Logik war, hatte Thorpe plötzlich das Gefühl, in einem Gefrierschrank zu stehen. Fröstelnd zog der Paraforce-Agent die Schultern hoch.

»Kannst du mir vielleicht sagen, warum es hier plötzlich so kalt ist?«

»Ach was«, sagte der Professor unwirsch. »Das bildest du dir nur ein. Hier unten ist es nur etwas kühler als draußen in der Sonne. Aber das ist völlig normal, wir befinden uns schließlich in einem Keller.«

»Ach ja«, wollte Ben schon sagen. »Dann kannst du mir auch sicher erklären, warum unser Atem zu Eisnebel wird, sobald wir den Mund aufmachen und reden?«

Aber dazu kam es nicht mehr.

Urplötzlich begann der Boden zu zittern.

Ein Erdbeben, durchzuckte es Ben noch, dann sah er auch schon die ersten Risse in der Erde. Rasend schnell durchzogen sie den Gang wie ein Spinnennetz. Aus den Rissen wurden innerhalb von Augenblicken Spalten, aus denen wiederum direkt vor ihnen ein Loch entstand, dessen Durchmesser rasch ein halbes Yard ausmachte.

Thorpe packte den Professor am Arm und zog ihn von dem Loch zurück, das inzwischen mehr als ein Yard groß war.

»Wir müssen hier raus! Wenn das Loch noch größer wird, werden wir ...«

Was er sonst noch sagen wollte, blieb für immer sein

Geheimnis, denn das Loch wurde von einem Atemzug zum anderen schlagartig größer. So groß, dass sie beinahe hineingefallen wären, wenn Thorpe seinen Freund nicht geistesgegenwärtig am Arm gepackt und sich mit ihm hätte nach hinten fallen lassen.

Doch anstatt Dankbarkeit zu zeigen, riss sich der Archäologe wie ein jähzorniger Bengel aus Thorpes Griff. »Bist du verrückt geworden?«

»Der Einzige, der verrückt ist, bist wohl du, James! Wenn ich dich nicht zurückgerissen hätte, würdest du jetzt da unten in dem Loch liegen!«

»Eigentlich dachte ich, du bist mein Freund. Aber du bist auch nur ein Regierungsmitarbeiter wie alle anderen! Vertuschen und verheimlichen, das könnt ihr, aber diesmal muss ich dich enttäuschen. Du wirst mich nicht um die Früchte meiner Arbeit bringen! Ich werde der Öffentlichkeit die Auflösung der Legende der Peitschenmönche präsentieren!«

Inzwischen begann die Erde erneut zu rumoren. Aus dem Loch drang ein grünes Licht.

Ben schloss für die Dauer eines Atemzuges die Augen. Er konnte sich nicht entsinnen, jemals so ein grelles, durchdringendes Licht gesehen zu haben. Als er die Augen wieder öffnete, sah er, dass sich das Loch inzwischen weiter vergrößert hatte und seine Ränder höchstens noch zwei Handbreit von ihren Schuhspitzen entfernt waren.

»Raus hier!«, brüllte Thorpe.

Zu seinem Entsetzen drehte sich Campbell um und machte einen Schritt auf das Loch zu. Dabei hielt er das

Kreuz in die Höhe. »Jetzt werde ich das Rätsel lösen, denn ich habe das Kreuz!«

Fassungslos musste Ben mit ansehen, wie sein Freund in dem Loch verschwand. Er schrie nicht, sondern lachte dabei in einer Art, die Ben noch Wochen danach verfolgte.

Erschüttert starrte der Paraforce-Agent auf das Loch.

War es tatsächlich das Kreuz der Peitschenmönche und ihre unheimliche Aura, die Campbell dazu verleitet hatten, in das Loch zu gehen, oder waren es doch nur Dinge wie Eitelkeit, Selbstbestätigung oder banale Geldgier?

Was es auch war, Ben sollte es nie erfahren.

Niemand sollte es je erfahren, denn im gleichen Augenblick erfüllte ein unheimliches Dröhnen die Luft. Dann begannen sich im Sekundentakt Erdklumpen und Steine aus den Wänden zu lösen und von der Decke zu fallen.

Ben überlegte nicht lange. Er drehte sich um und rannte, so schnell er konnte, den Gang zurück, hastete aus dem Keller, flog durch die Eingangstür, hechtete in den Hof und rollte sich schließlich auf dem Boden ab, bis er unweit des Teichs im Schutz der verrosteten Plymouth Limousine zum Liegen kam.

Keine Sekunde zu spät.

Die Mauern des Hauses fielen scheinbar ohne ersichtlichen Grund in sich zusammen.

Eine riesige Wolke aus Staub, Dreck und Sand hielt sich minutenlang in der Luft. Als sie sich verzogen hatte, gab es nichts mehr; keinen Keller, kein Haus, nur ei-

nen riesigen Krater in der Erde, aus dem ein Gestank entwich, der Ben fast den Magen umdrehte.

Es roch geradezu penetrant nach Fäulnis und Schwefel.

Roch so nicht auch die Hölle?

ENDE

